

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Institut für Zeitgeschichte	
ARCHIV	
Akz.	6870/84
Best.	ZS/A 33/6

Institut für Zeitgeschichte ARCHIV	
Akt 6870/84	Best. ZS/A33/6
Exp.	Kat. Paz

V e r m e r k :

Btr: In Sachen Dr. Otto John gegen die Illustrierte "stern"

In der vor bezeichneten Sache hatte ich am 6. Juni ausführliche Besprechungen mit Mr. Clifton Child. Er lebt seit einiger Zeit im Ruhestand in Warlingham, 94, Westhall Road, Surrey. Er war während des Krieges als engster Berater und Mitarbeiter von Sefton Delmer im Political Intelligence Department des Foreign Office tätig, insbesondere auch als Mitarbeiter am Soldatensender Calais. Dort hatte ich ihn im Dezember 1944 kennengelernt, als ich auf Anregung von Sir Robert Bruce Lockhart aus der Internierung entlassen worden war und mich zur beratenden Mitarbeit bei Sefton Delmer bereit erklärt hatte. Dabei habe ich mich mit Clifton Child, der ^{bei} ~~von~~ Haus aus ein in Oxford qualifizierter Historiker ist, angefreundet. Nach Ende des Krieges wurde Child als historischer Berater für Zeitgeschichte dem Britischen Kabinett angegliedert und war in dieser Stellung sowohl für das konservative wie für das Labour Kabinett durchgehend bis zu seiner Pensionierung tätig.

Erst letzten Winter hat Child den besonderen Auftrag der Britischen Regierung zum Abschluß gebracht, der darin bestand, die offizielle Geschichte des politischen Intelligence Departments des Foreign Office zu schreiben. Das Manuskript liegt noch unter Geheimschluß im Britischen Archiv. Der Zeitpunkt seiner Veröffentlichung ist noch nicht bestimmt.

Ich habe Mr. Child sehr eingehend über die im August 1954 gegen mich im "stern" veröffentlichten Artikel informiert. Ganz abgesehen davon, daß er über diese Artikel, die ihm selbst nicht bekannt geworden waren, entrüstet war, hat er aufgrund seiner genauesten Personalkenntnisse des Aufbaues des Political Intelligence Departments nach dem Verbleib des angeblichen Colonel Daniel Shapiro, M.C. geforscht. Er hat festgestellt, daß es einen solchen Colonel als Mitarbeiter von Sefton Delmer und Betreuer von Otto John nicht gegeben hat. Es gibt in London eine ganze Reihe mit dem Namen Shapiro, ein in Deutschland und England nicht seltener Name, der in England teils Schapiro teils Shapiro geschrieben wird. Mr. Child ist per-

sönlich bekannt mit einem älteren Mr. Isaak Shapiro, Literaturprofessor in Birmingham, und dessen Sohn David Shapiro, der nach verschiedenartigen Betätigungen in der englischen Verwaltung derzeit noch in der Treasury tätig ist. Wegen seiner näheren persönlichen Bekanntschaft mit den beiden genannten Vater und Sohn Shapiro wäre Mr. Child aufmerksam geworden, wenn ihm im Zusammenhang mit Sefton Delmer und mir der Name Shapiro als mein angeblicher Betreuer untergekommen wäre. Dies wäre zuletzt ihm auch deshalb noch aufgefallen, als er kürzlich die Geschichte des Political Intelligence Department geschrieben hat.

Ich habe in London auch noch einige, mir noch von früher her schon bekannte Journalisten nach der Existenz und den Verbleib des angeblichen Col. Daniel Shapiro, M.C. befragt. Keiner kann sich an einen solchen Colonel erinnern. Es ist somit zweifelsfrei offenbar geworden, daß der "stern" seinerzeit den mir unterstellten Verrat von Peenemünde nur von einem Schwindler derart erhalten haben kann wie die angeblichen Tagebücher Hitlers. Ganz offenbar sind die Informationen des Colonel Daniel Shapiro erfunden bzw. erlogen und vom "stern" ungeprüft leichtfertig wie die Ankündigung der Hitler Tagebücher in die Welt gesetzt worden. Der oder die damals zuständigen Redakteure des "stern" hätten sich ohne Schwierigkeit bei Sefton Delmer informieren können, wer der angebliche Col. Shapiro gewesen sein soll oder will. Sie hätten sich bei Sefton Delmer und durch seine Vermittlung bei höchsten englischen Stellen informieren können, ob die von ihnen gegen mich verbreiteten Verleumdungen, gipfelnd in der Behauptung, ich hätte Peenemünde verraten bzw. ich sei englischer- KGB, also Doppelagent, gewesen, auf Wahrheit beruhen. Indem sie dies Unterlassen haben, wie dieses Vorgehen der verantwortlichen "stern" Redakteure gegen mich zu qualifizieren ist, hat der Präsident des PEN-Zentrums der BRD, Martin Gregor-Dellin in einer scharfen Kritik zum Ausdruck gebracht (s. SZ vom 3. Mai 1983).

Die unverantwortliche Publikation der im "stern" Nr. 32/1954 und Nr. 33/1954 abgedruckten Verleumdungen gegen mich sind von gesamten deutschen Presse damals aufgegriffen und kolportiert worden. Es ist damit vom "stern" eine Pressekampagne weit über Deutschland hinaus gegen mich angefacht worden, die von verheerenden Auswirkungen waren.

Möller

3-

Am 21. September 1956 hat bei Bundesinnenminister Dr. Schröder eine Besprechung stattgefunden, über die mein Verteidiger Dr. Caemmerer Sen. eine Notiz hinterlassen hat. Gegenstand der Besprechung war die Vergiftung der Öffentlichkeit durch die vom "stern" angestachelte Presseagitation. Es wurde gesagt von Minister Dr. Schröder "daß die Voreingenommenheit der Öffentlichkeit durch die Presse eine ernste Sorge sei, weil ja dagegen die Verteidigung Johns gar nicht ankommen könne". Es war ja bereits im Innenministerium bekannt geworden und es wurde mit meinem Verteidiger Dr. Caemmerer ganz offen über die Agitation des Generals Gehlen gegen mich gesprochen, sowie insbesondere auch darüber, daß der Präsident des Strafsenats Dr. Geier sich im Kasino des Bundesgerichtshof ganz freimütig geäußert habe, "er freue sich darauf, das Verfahren gegen John zu führen und er werde es öffentlich führen". Im Zusammenhang damit hat Präsident Dr. Geier auch unmißverständlich geäußert, daß er eine Bestrafung von 8 Jahren für angebracht halte.

In diesem Zusammenhang ist die sonderbare Art zu erwähnen, mit der der Untersuchungsrichter Dr. Kurt Weber sich auf einen Schriftwechsel mit Dr. Wohlgemuth eingelassen hat und sich auch bei der Organisation Gehlen Schützenhilfe verschafft hat.

Das Verhalten des Untersuchungsrichter Dr. Weber, der völlig unter dem Einfluß der Presseagitation gegen mich stand, habe ich in "Anmerkungen zum Fall Otto John", "Politische Justiz am Pranger" S. 10 ff geschildert.

Voruntersuchung und Hauptverhandlung gegen mich standen ganz unter dem Eindruck der mir damals nicht bekanntgegebenen Ermittlungen des Generalbundesanwaltes wegen Verrat von Peenemünde. Wie der Generalbundesanwalt mir am 4. März 1953 mitgeteilt hat, beruhen die gegen mich während der Voruntersuchung erhobenen Beschuldigungen wegen Verrats der Versuchsanlagen von Peenemünde "letztlich auf Presseveröffentlichungen", d.h. auf ~~den~~ Publikationen des "stern". Erst am 4. Juli 1957 wurde mir vom damaligen Oberbundesanwalt Dr. Güde mitgeteilt, daß das Verfahren gegen mich wegen Verrat von Peenemünde eingestellt worden sei.

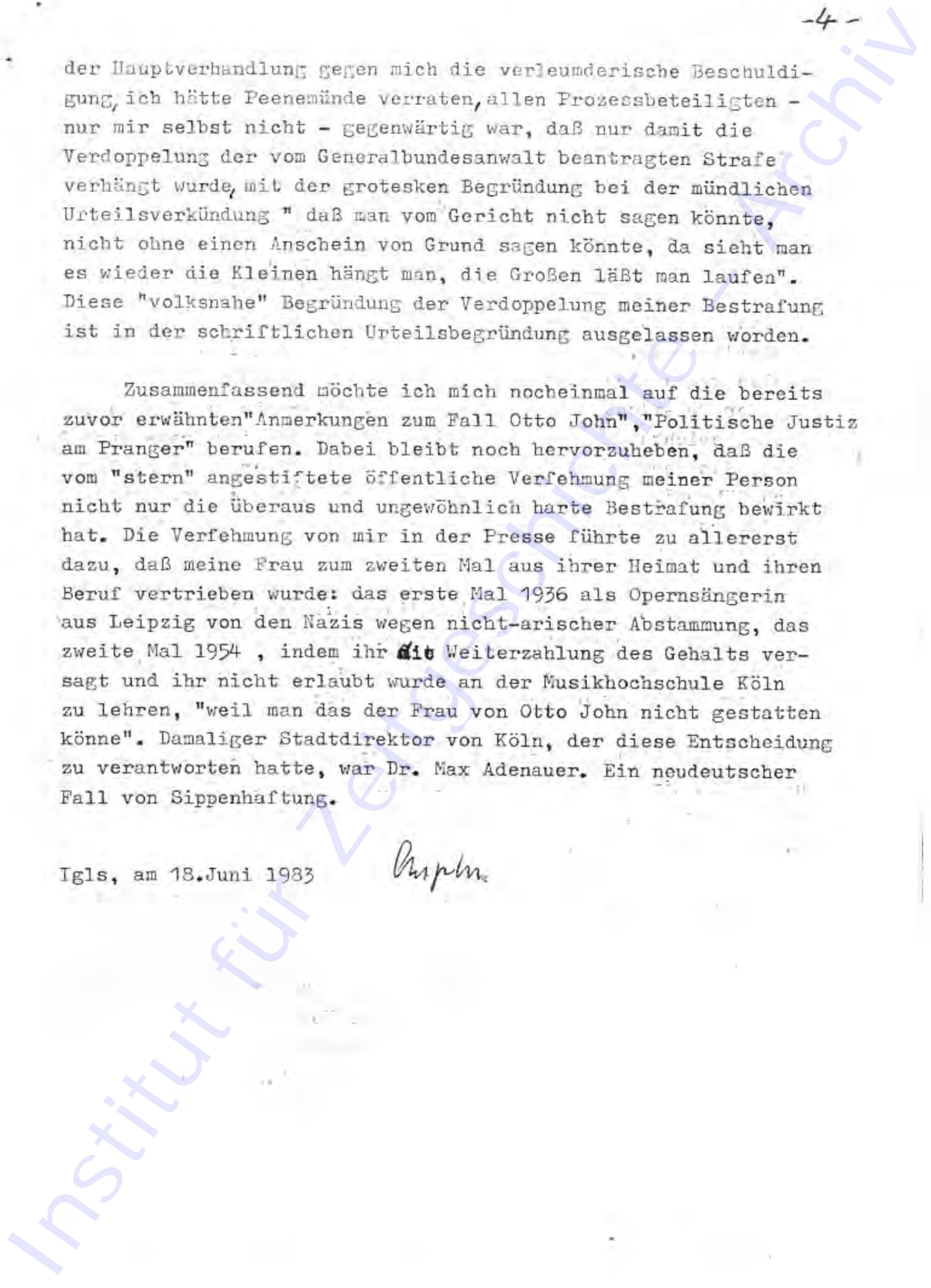
Es ist somit offenbar und kann überhaupt nicht in Abrede gestellt werden, daß während der Voruntersuchung und während

der Hauptverhandlung gegen mich die verleumderische Beschuldigung, ich hätte Peenemünde verraten, allen Prozessbeteiligten - nur mir selbst nicht - gegenwärtig war, daß nur damit die Verdoppelung der vom Generalbundesanwalt beantragten Strafe verhängt wurde, mit der grotesken Begründung bei der mündlichen Urteilsverkündung " daß man vom Gericht nicht sagen könnte, nicht ohne einen Anschein von Grund sagen könnte, da sieht man es wieder die Kleinen hängt man, die Großen läßt man laufen". Diese "volksnahe" Begründung der Verdoppelung meiner Bestrafung ist in der schriftlichen Urteilsbegründung ausgelassen worden.

Zusammenfassend möchte ich mich nocheinmal auf die bereits zuvor erwähnten "Anmerkungen zum Fall Otto John", "Politische Justiz am Pranger" berufen. Dabei bleibt noch hervorzuheben, daß die vom "stern" angestiftete öffentliche Verfehmung meiner Person nicht nur die überaus und ungewöhnlich harte Bestrafung bewirkt hat. Die Verfehmung von mir in der Presse führte zu allererst dazu, daß meine Frau zum zweiten Mal aus ihrer Heimat und ihren Beruf vertrieben wurde: das erste Mal 1936 als Opernsängerin aus Leipzig von den Nazis wegen nicht-arischer Abstammung, das zweite Mal 1954 , indem ihr die Weiterzahlung des Gehalts versagt und ihr nicht erlaubt wurde an der Musikhochschule Köln zu lehren, "weil man das der Frau von Otto John nicht gestatten könne". Damaliger Stadtdirektor von Köln, der diese Entscheidung zu verantworten hatte, war Dr. Max Adenauer. Ein neudeutscher Fall von Sippenhaftung.

Igls, am 18. Juni 1983

Asplm



An die Chefredaktion des "stern"
 Herren Rolf Gillhausen, Peter Koch,
 Felix Schmidt
 Warburgstraße 50
 D - 2000 Hamburg 36

Einschreiben

Igls, den 23. II. 55

Sehr geehrte Herren!

Der ehemalige Generalmajor Otto Ernst Remer hat im Verlag K.W.Schütz KG, Preussisch Oldendorf, eine ganz üble Schmähschrift gegen den Widerstand gegen Hitler unter dem Titel "Verschwörung und Verrat um Hitler" publiziert. Die darin gegebenen Darstellungen sind eine einzigartige Verunglimpfung des Widerstandes gegen Hitler, insbesondere des Kreises der Verschwörer um den Grafen Stauffenberg, der am 20. Juli 1944 das Attentat gegen Hitler unternommen hat. Ich selbst und mein am 30. August 1910 geborener Bruder Hans, der am 22. April 1945 noch vor dem Einmarsch der Russen in Berlin von der SS ermordet wurde, haben dem engeren Kreis der Verschwörung um Graf Stauffenberg angehört. Ich selbst war am späten Nachmittag des 20. Juli 1944 bis gegen 8⁰⁰ abends bei Stauffenberg in der Bentlerstraße in Berlin und bin der danach folgenden Schießerei nur durch einen Zufall entkommen. Meine Rolle im Widerstand gegen Hitler habe ich ausführlich in meinen Memoiren dargestellt: Otto John: "Zweimal kam ich heim", Econ Verlag, Düsseldorf, Wien, 1969. Diese Memoiren sind auch in England und in den USA publiziert worden.

Aus dem Buch von Remer S. 269ff habe ich u.ä. erfahren, daß am 8. August 1954 im "stern" der Bericht eines angeblichen englischen Oberst Daniel Shapiro publiziert worden ist, in dem dargestellt wurde, daß und wie ich nach meiner Flucht nach London mit dem Oberst Shapiro zusammengekommen und von

ihm in einem der sogenannten "festen Häuser" unter dem Namen Oskar Jürgens in Obhut gebracht worden sei. An dieser Darstellung des angeblichen Oberst Shapiro ist kein einziges Wort wahr. Ich habe nie einen Oberst Shapiro kennengelernt, auch nicht im Kreis um Sefton Delmer oder unter den Mitarbeitern des "Soldatensender Calais".

Sefton Delmer hat in seinem Buch "Black Boomerang", Secker und Warburg, London, 1962, ausführlich dargestellt wie ich seinerzeit im Dezember 1944 nach meiner Entlassung aus der Internierung zum Soldatensender Calais gekommen war.

Es ist also offenbar, daß die infame Verleumdung durch Herrn Remer, in der ich als Verräter von Peenemünde angeprangert werde, auf einer Publikation des "stern" in der Ausgabe vom 8. August 1954 beruht.

Inzwischen ist durch Publikationen in England aufgeklärt worden, wie die R.A.F. seinerzeit Kenntnisse über die Forschungsanstalt Peenemünde erhalten und weiter ausgeforscht hat, und zwar

- a) durch die amtliche Publikation: Royal Air Force 1939-1945 Vol. III "The Fight is Won" by Hilary St. George Saunders, HMSO, London, 1954, Kapitel VII "Flying Bombs and Rockets".
- b) durch die Publikation von Martin Middlebrook "The Peenemünde Raid", Verlag Allen Lane, London, Kapitel III "The Intelligence Hunt". Darin ist eine ausführliche Darstellung darüber gegeben, wie die R.A.F. seinerzeit die Anlagen von Peenemünde erkundet hat, nachdem sie zu allererst durch ein Gespräch zwischen den Generälen von Thoma und Cruewell, das in ihrer Gefangenschaft abgehört worden war, von Peenemünde und seiner Bedeutung als V-Waffenproduktionsanstalt Kenntnis bekommen hat.

Indem ich mir weitere Schritte vorbehalte, bitte ich hiermit zunächst um eine Kopie der Publikation über meinen ange-

lichen Verrat von Feenemünde in "stern" vom 8. August 1954,
weiter um Aufklärung, wer der angebliche englische Oberst
Shapiro gewesen sein soll und ob und wie die Redaktion des
"stern" sich seinerzeit vergewissert hat, wer der angebliche
Oberst Shapiro war und wie der Wahrheitsgehalt seiner An-
gaben über mich von der Redaktion überprüft worden sind.

Hochachtungsvoll

gez. Otho John

Institut für Zeitgeschichte Archiv

5. 8. 1983

An
die Chefredaktion des stern
Herren Wolf Eilhausen und Peter Scholl-Latour
Warburgstraße 5a
D - 2000 Hamburg 36

Sehr geehrte Herren!

Nach Konsolidierung der neuen Chefredaktion des stern beziehe ich mich auf mein in Kopie beigelegtes Schreiben vom 23. 2. 83 an die damalige Chefredaktion. In diesem Brief hatte ich mir ausdrücklich weitere Schritte vorbehalten, diese aber wegen des Skandals um die gefälschten Hitlertagebücher zunächst zurückgestellt.

In den Heften des stern Nr. 32 und Nr. 33 von 1954 sind über mich niederträchtige Verleumdungen, verächtlichmachende Tatsachen, Nachreden übelster Art, infame Verunglimpfungen und Beleidigungen, falsche und verfälschte Tatsachen i. S. der §§ 185, 186, 187, 187a StGB behauptet und weltweit verbreitet worden. Die ersten dieser Verleumdungen behauptete, ich sei englischer, auch sowjetischer Agent und Doppelagent gewesen und hätte die Geheimwaffenproduktionsanlage Penemünde an die Engländer verraten.

Diese stern-Artikel sind in ungewöhnlich großer propagandistischer Aufmachung Anfang August 1954, ganz kurz nach meiner Verschleppung durch den später als KGB-Agent entlarvten Dr. Wohlgemuth nach Karlshorst publiziert worden. Mir sind diese Artikel erst mit dem Schreiben Ihres Herrn Dr. Thomas Walde vom 3. 3. 1983 bekanntgeworden. Dabei fiel mir sofort ins Auge, daß diese Artikel ganz in die Stimmungsmache gegen mich paßten, die seit Übernahme meines Amtes immer schon von den ärgsten Militaristen unter den Hitler-Generalen und von den von mir als "Ribbentrop-boys" bezeichneten Hitler-Diplomaten gemacht worden war.

- 2 -

Inzwischen habe ich in London feststellen können, daß es dort keinen Colonel Daniel Shapiro, MC gibt bzw. gab, der angeblich "neben Sefton Delmer zeitweilig Otto Johns Betreuer und Einsatzleiter in London gewesen sein soll". Das hat mir Mr. Clifton Child, OBE, MA, PhM, FRHistS bestätigt. Er war als qualifizierter Historiker Berater für Zeitgeschichte beim Foreign Office, in dieser Eigenschaft während des Krieges politischer Berater von Sefton Delmer beim Political Intelligence Department, wo ich ihn Ende 1944 kennengelernt habe, nachdem ich auf Anregung von Sir Robert Bruce Lockhart aus der Internierung entlassen worden war und mich als Beteiligter an der Verschwörung gegen Hitler zur beratenden Mitarbeit beim Soldatensender Calais bereit erklärt hatte. Darüber hat Sefton Delmer in seinem Buch "Black Boomerang" (Secker u. Warburg, London 1962) eingehend berichtet. Clifton Child war seit Kriegsende bis zu seiner Pensionierung Head of the Historical Section of the Cabinet Office. Danach hatte er im Auftrag der britischen Regierung die offizielle noch nicht publizierte Geschichte des "Political Intelligence Department" verfaßt. Er ist, wie wohl kein anderer, berufen und auch bereit, zu bezeugen, daß es seinerzeit keinen "Betreuer und Einsatzleiter Colonel Shapiro" von Otto John gegeben hat, daß die von diesem angeblichen Colonel dem stern gegebenen Informationen frei erfunden und erlogen sind. Wie die Engländer tatsächlich hinter das Geheimnis von Penemünde gekommen sind, ist in dem, erst im vorigen Jahr publizierten Buch "The Penemünde Raid" von Martin Kiddlebrook (Allen Lane, London) im Kapitel "The Intelligence Hunt" eingehend dargestellt worden. Ich füge eine Fotokopie des genannten Kapitels bei.

Es ist nun völlig zweifelsfrei und offenbar, daß die damalige stern-Redaktion die mich diffamierenden Lügen über meinen angeblichen Verrat von Penemünde, wie auch alle anderen Verleumdungen in den beiden genannten stern-Artikeln, ebenso unverantwortlich, leichtfertig und ungeprüft aufgenommen und weltweit publiziert haben, wie die gefälschten Tagebücher Hitlers. Der oder die damals

verantwortlichen Redakteure der beiden stern-Artikel hätten sich damals ohne jede Schwierigkeit bei dem ihnen sicherlich wohl bekannt gewesenen Sefton Delmer oder durch dessen Vermittlung bei den zuständigen höchsten englischen Stellen zwecks Überprüfung des angeblichen Colonel Shapiro und dessen "stories" informieren können. Indem sie dies grob fahrlässig unterlassen haben, trifft sie die gleiche vernichtende Kritik, die von vielen kompetenten Persönlichkeiten an der Publikation der gefälschten Hitler Tagebücher im In- und Ausland geübt worden ist, so insbesondere auch von dem Präsidenten des PEN-Zentrums der BRD, Martin Gregor-Dallin (siehe SZ vom 3. 5. 1983).

Mit den beiden genannten stern-Artikeln ist damals die gesamte Presse der BRD vergiftet und gegen mich aufgebracht worden. Dadurch wurde - wie Generalbundesanwalt Dr. Güde es formuliert hat - "das ganze deutsche Volk aufgerührt" - "ein ungeheuerlicher Tumult verursacht" und "eine öffentliche hysterische Reaktion ausgelöst". Die Folge davon war, daß meine Frau zum zweiten Mal aus ihrer Heimat und ihren Beruf vertrieben wurde: das erste Mal 1936 als Opernsängerin aus Leipzig von den Nazis wegen nicht-arischer Abstammung, das zweite Mal 1954, indem sie unser Haus in Köln räumen mußte, keinerlei Weiterzahlung meines Gehalts erhielt und es ihr auch nicht erlaubt wurde trotz allerbesten Qualifikation an der Musikhochschule Köln zu lehren, "weil man das der Frau von Otto John nicht gestatten könne". Damaliger Oberstadtdirektor von Köln, der diese Entscheidung zu verantworten hatte, war Dr. Max Adenauer. Ein neudeutscher Fall von Sippenhaftung!

Aufgeputscht durch die Presse-Agitation gegen mich wurden vor allem auch die Richter, vor denen ich mich nach meiner Flucht aus Ostberlin zu verantworten hatte. Die Voruntersuchung wurde - während ich völlig isoliert in Einzelhaft gehalten wurde - von dem noch nicht lange amtierenden Untersuchungsrichter Dr. Kurt Weber geführt, lt. Spiegel (Nr. 5/1966) "ein Anfänger, bekannt als Motor des politischen Strafsenats des BGH, dem zuwenig verfolgt, angeklagt und verurteilt wurde." Er war darauf erpicht, mich zu überführen,

um Karriere zu machen. Er fädelt auf ganz unkonventionelle Art einen geheimen Briefwechsel mit Dr. Wohlgemuth ein, der in Ostberlin unter dem Schutz des KGB lebte und den Untersuchungsrichter monatelang mit Briefen, voller widersprüchlicher Darstellungen von meinem angeblich freiwilligen Übergang in die DDR, narrete. Unterdessen erklärte Dr. Weber mir immer wieder drohend, um mich unter Druck zu setzen: "Ich werde Dr. Wohlgemuth in die Hauptverhandlung dringen. Das hat er mir zugesagt. Er wird Sie als Zeuge unter Eid widerlegen und vor aller Welt blamieren!". Später legte Dr. Weber verbittert sein Amt nieder, weil er wiederholt bei Beförderungen im BGH übergegangen worden war (siehe Spiegel a.a.O.).

Untersuchungsrichter Weber ließ sich (um mich zu überführen) auch von dem General Gehlen beraten, der mich schon gleich nach meiner Verschleppung im Bundesinnenministerium als "Verräter" angeprangert hatte, mit der Begründung, ich sei ja schon "am 20. Juli als Verräter dabei gewesen".

Auf besondere Art reagierte der Präsident des Politischen Strafsenats, Dr. Geier - wie ein gereizter Geier - auf meine öffentliche Anprangerung als Verräter. Er äußerte ganz ungeniert im BGH im Kreis von Kollegen, "er freue sich darauf, das Verfahren gegen John zu führen, und er werde es in aller Öffentlichkeit führen." Dabei ließ er sich auch zu der Bemerkung verleiten, daß mir eine Strafe von 7 oder 8 Jahren Zuchthaus gebühre. Mit diesem fix und fertigen Vorurteil hat er dann auch die Hauptverhandlung gegen mich geführt.

Die Äußerung der Präsidenten Dr. Geier war auch im Innenministerium bekannt geworden. Dort fand am 21. 9. 56 eine Besprechung zwischen Minister Dr. Schröder und meinem Verteidiger Dr. Caemmerer sen. statt, zu der anschließend auch Staatssekretär Ritter von Lex und Regierungsdirektor Krause zugezogen wurden. Es wurden die "bedenklichen Methoden" des Untersuchungsrichters Weber, seine fragwürdige politische Vergangenheit erörtert und insbesondere auch die allen rechtsstaatlichen Grundsätzen widersprechenden Äußerungen des Präsidenten Geier über die Strafe,

die er mir bereits zugedacht hatte. Es wurde auch die feindselige Einstellung des Generals Gehlen gegen mich besprochen und nicht zuletzt sehr eingehend die Auswirkungen der Verhetzung der öffentlichen Meinung gegen mich durch die Medien. Es wurde die Möglichkeit erörtert, ob und wie man einen mäßigenden Einfluß auf die Presse ausüben könne. Alle Teilnehmer der Besprechung brachten unmißverständlich zum Ausdruck, daß sie mich für unschuldig hielten. Schließlich stellte jedoch der Minister etwas resignierend fest, daß meine Verteidigung gegen das, was die Presse angerichtet habe, gar nicht ankommen könne. Ich ging nach einjähriger isolierter Untersuchungshaft zur Hauptverhandlung, in der Zuversicht, daß Generalbundesanwalt Dr. Güde - wie er es meinem Verteidiger Dr. Caemmerer sen. versichert hatte - einen Freispruch beantragen würde, wenn Dr. Wohlgemuth nicht zur Hauptverhandlung kommen und meine Behauptung, von ihm betäubt verschleppt worden zu sein, Zeuge unter Eid glaubwürdig widerlegen werde.

Aber trotz Zusicherung freien und sicheren Geleits erschien Dr. Wohlgemuth - dessen ich stets sicher gewesen war - nicht zur Zeugenvernehmung. Statt dessen schickte er einen Brief an den Senat, in dem er die Richter derart verhöhnte, daß Präsident Dr. Geier es nicht wagte, den Brief in öffentlicher Verhandlung vollständig vorzulesen.

Am Vorabend des Vortrages der Anklage eröffnete Dr. Güde meinem Verteidiger Dr. Caemmerer sen., mit dem er von jeher auf vertraulichem Fuße stand, ganz heimlich und privat in einer Weinstube, daß er nach dem Ergebnis der Hauptverhandlung nicht mehr wagen könne, einen Freispruch zu beantragen, weil er damit bei der Einstellung des Senats, die durch die Beweisaufnahme offenbar geworden sei, mit einem Freispruch überhaupt nicht mehr ankommen könne. Er hatte ganz einfach vor der gehässig geführten Beweisaufnahme kapituliert. Er beantragte zwei Jahre Zuchthaus und schien schließlich gar nicht verblüfft zu sein, daß der Senat die Strafe willkürlich zu vier Jahren verdoppelte.

Diese in der deutschen Rechtsprechung ganz ungewöhnliche und einzigartige Strafverschärfung wurde in der mündlichen Urteilsbegründungen des Senatspräsidenten Dr. Geier mit dem Satz gerechtfertigt: "Es bestünde sonst (d. h. bei geringerer Bestrafung) die Gefahr, daß man vom Gericht sagen könnte, nicht ohne einen Anschein von Grund sagen könnte, da sieht man es wieder, die Kleinen hängt man, die Großen läßt man laufen". Dieser Satz wurde in der publizierten Urteilsbegründung unterdrückt. Da beschränkte sich der Senat auf den Hinweis, der in keiner Weise begründet wurde: "Ich hätte ja sonst auch schon Politik auf eigene Faust gemacht".

"Das Urteil ist und bleibt ein Unrecht!" So hat es der verstorbene Bundestagsabgeordnete Dr. Adolf Arndt statuiert, der dies damals als hochqualifizierter "Kronjurist" der SPD in dem in Kopien beigelegten Schriftwechsel zwischen ihm, Prof. Leibholz und Dr. Güde sehr eingehend begründet hat. Meine Verurteilung ist auch auf internationalen Juristentagungen heftig kritisiert worden, insbesondere deshalb, weil es gegen meine Verurteilung weder Berufung noch Revision gab. Dieser rechtsstaatswidrige Zustand wurde später durch die von Dr. Heinemann eingeführte Strafrechtsänderung abgeschafft, wobei auch die Strafbestimmung, aufgrund der ich wegen "landesverräterischer Fälschung" verurteilt worden war, gestrichen wurde.

Weil es für mich weder Berufung noch Revision gab, war ich tatsächlich der juristischen Willkür meiner Richter ausgeliefert gewesen. Alle und alles, was zu meiner Entlastung hätte angeführt werden können, wurde von dem Gericht überhaupt nicht zur Kenntnis genommen. Aber zunächst blieb mir außer der Hoffnung auf ein Wiederaufnahmeverfahren wegen der harten Kritik von Dr. Arndt gar nichts übrig als zu grübeln, warum die vom Generalbundesanwalt beantragte Strafe so willkürlich verdoppelt, so läppisch begründet worden war. Jahrelang fand ich keine Erklärung. Kein hochmöglicher Politiker, kein noch so qualifizierter Jurist konnte mir die gehässige Strafverschärfung plausibel machen. Erst als ich die zuvor genannten Artikel im Stern gelesen hatte, begann es bei mir zu dämmern. Da war ich

auf eine durchaus plausibel dargestellte Art als Verräter von Penemünde angeprangert worden. Seitdem trug ich, ohne es selbst auch nur zu ahnen, das Kainszeichen des Verräters von Penemünde. War das nicht der Grund, der Präsident Geier schon während der Voruntersuchung so aufgebracht hatte, daß er sich dazu hinreißen ließ, mir schon im voraus 7 oder 8 Jahre Zuchthaus zu verpassen? Dessen wurde ich gewiß, als ich bei Durchsicht meiner Akten erst wieder darauf kam, daß schon während meiner Voruntersuchung - ohne daß ich damals auch nur eine Ahnung davon hatte oder hätte haben können, weil ich dazu überhaupt nicht verhört worden war - ein Ermittlungsverfahren gegen mich wegen angeblichen Verrats von Penemünde beim Generalbundesanwalt anhängig gewesen war. Davon wußte alle beim BGH und bei der Bundesanwaltschaft, die sich für den spektakulären Fall John interessierten. Ich war im Ungewissen gehalten worden. Aber die Richter sahen das Kainszeichen an mir, wußten aber auch sehr wohl, daß ich wegen einer solchen Tat gegen das Dritte Reich nach dem sogenannten Überleitungsvertrag zwischen den westlichen Alliierten und der BRD angeklagt werden durfte.

Um mich zu vergewissern, habe ich den Generalbundesanwalt schriftlich um Aufklärung gebeten, wieso und warum, auf wessen Veranlassung während meiner Voruntersuchung auch ein Ermittlungsverfahren wegen Verrat von Penemünde anhängig gewesen war. Ich erhielt den mit 4. 3. 1983 datierten, in Kopie beiliegenden Bescheid, "daß die im Jahre 1956 erhobene Beschuldigung des Totschlags durch angeblichen Verrat der Versuchsanlagen von Penemünde letztlich auf Presseveröffentlichungen zurückging".

So stand ich also vor meinen Richtern mit dem Kainszeichen das mir vom Stern angeheftet worden war, das den Richtern stets in die Augen stach und sie in Harnisch brachte. Demgegenüber war alles Hin- und Hergerede bei der Beweisaufnahme, alles Pro und Kontra der Plädoyers Leppalien, die böswillig und Leichtfertig zu Indizien zurechtgestutzt wurden, nur damit man den

- 8 -

mit dem Kainszeichen mit einem Anschein von Gründen fertig-
machen konnte. Es gab keinen deus-ex-machina, der mir das
vom stern angeheftete Kainszeichen hätte abwaschen können.

Sehr geehrte Herren Gillhausen und Scholl-Latour: können
Sie das nun schon über 25 Jahre auf meiner Frau und mir lastende
Unheil ermessen, das mit meiner Verurteilung über uns gekommen
ist und zu dem ihre Vorgänger in der Chefredaktion so entscheidend
beigetragen haben? Wollen Sie das auf sich beruhen lassen?

Bitte lassen Sie mich zunächst wissen, welche Redakteure und
welche Verfasser für die schmerzlichen stern-Artikel über mich
in Nr. 32 und 33 vom August 1954 verantwortlich sind.
Im Übrigen möchte ich die Weiterbehandlung dieser tristen An-
gelegenheit dem jetzt in Ruhestand stehenden ehemaligen Richter
am Bundesverfassungsgericht, Dr. Martin Hirsch, überlassen, der
sich bereit erklärt hat, mich zu vertreten, nachdem er nunmehr
als Rechtsanwalt tätig ist. Seine Anschrift lautet: D-75 Karls-
ruhe, Welfenstraße 30.

Hochachtungsvoll

Rechtsabteilung

Gruner + Jahr AG & Co
 Druck- und Verlagshaus
 Hamburg

Postfach 30 20 40
 2000 Hamburg 36
 Besucher:
 Mittelweg 180
 Telefon 040-4118 (1)
 Telex 21952-23
 Deutsche Bank AG Hmb.
 (BLZ 200 700 00)
 Konto-Nr. 03 22 800
 PSchkto. Hmb 8480-204

Herrn
 Dr. Otto John
 Hohenburg

A-6080 Igls-Tirol

Österreich

Hamburg, den 19. September 1983

Betr.: Artikel aus dem Jahre 1954 im STERN

Sehr geehrter Herr Dr. John,

wir beziehen uns auf Ihr Schreiben vom 5. August 1983,
 mit dem Sie um Mitteilung der Verfasser von drei Artikeln
 über Ihre Person aus dem Jahre 1954 baten,

Selbst in unserem Archiv können wir die Verfasser nicht
 mehr ermitteln, so daß wir Ihnen nur noch die Auskunft
 geben können, daß für die Artikel der stellvertr. Chef-
 redakteur, Herr Karl Beckmeier, verantwortlich war,
 der den damals im Urlaub verweilenden Chefredakteur Nan-
 nen vertrat. Herr Beckmeier ist inzwischen verstorben.

Es tut uns leid, daß wir Ihnen in dieser Angelegenheit
 so wenig weiterhelfen können. Wir möchten Sie aber bitten,
 uns Ihr Buch "Zweimal kam ich heim" zuzusenden, um uns
 eventuell noch einmal mit Ihrer Sache befassen zu können.

Mit freundlichen Grüßen

GRUNER + JAHR AG & CO.

- Rechtsabteilung -

Raven

Marianne Raven

Zs A 3316 ^{Hand}
6870/54 ^{ZS/R-33 / 06 2 S18}
19.10.83

Hagen G+J
4 Spalte voll. †

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

(12)

Grüner + Jahr AG & Co
Druck- und Verlagshaus
Hamburg

Rechtsabteilung

Herrn
Dr. Otto John
Hohenburg

A-6080 Igls-TirolPostfach 30 20 40
2000 Hamburg 36
Besucher
Mittelweg 180
Telefon 040-4118 (1)
Telex 2 1952-23
Deutsche Bank AG Hmb
(BLZ 200 700 00)
Konto-Nr. 03 22 800
PSchkto. Hmb 8480 204Hamburg, den 14.10.1983-e
Durchwahl 3182

Sehr geehrter Herr Dr. John,

wir danken für Ihren Brief vom 4. Oktober 1983 und zugleich für Ihr Schreiben vom 1.10.1983 an Herrn Nannen.

Wir hätten Ihnen für die Herren Gillhausen und Dr. Scholl-Latour schon im August antworten können. Unsere Antwort hätte sich damals beschränkt auf die Feststellung, daß irgendwelche Ansprüche wegen der STERN-Berichterstattung in den Fünfziger Jahren aus der Sicht, die uns heute möglich ist, nicht erkennbar sind und daß Ansprüche, selbst wenn sie bestanden haben sollten, längst verjährt sind gegenüber dem STERN und gegenüber all den anderen Zeitungen und Zeitschriften, die seinerzeit in ähnlicher Weise über Ihren Fall berichtet haben - in Übereinstimmung mit der rechtskräftigen Entscheidung des Bundesgerichtshofes.

Wir haben diesen Brief im August zurückgestellt, um der Redaktion Gelegenheit für die Prüfung zu geben, ob sie aus eigenem publizistischen Interesse Ihren zeitgeschichtlichen Fall erneut aufgreifen soll aufgrund der Hinweise, die Ihre bisherigen Briefe enthalten.

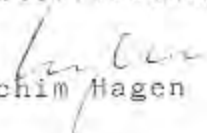
- 2 -

- 2 -

Ein solches Interesse der Redaktion besteht derzeit nicht - trotz der für mich beeindruckenden Briefe von Herrn Dr. Adolf Arndt an Herrn Dr. Max Güde und Herr Professor Leipholz und mancher für mich selbst damals bei Ihrem Prozeß offengebliebenen Fragen und trotz der nach Ihrer Schilderung jedenfalls theoretisch bestehenden Möglichkeit, einen Justizirrtum aufzuklären.

Ich kann Sie nur bitten, diesen auch für mich maßgeblichen Standpunkt der Redaktion zu respektieren. Dabei schließe ich nicht aus, daß die derzeitige Sicht der Redaktion sich eines Tages ändern könnte aufgrund greifbarer Indizien für ein damaliges Fehlurteil oder aus anderem aktuellen Anlaß. Um jedoch keine falsche Hoffnungen zu erwecken, muß ich hinzufügen, daß ich konkrete Anhaltspunkte für einen solchen Meinungswandel selbst nicht sehe.

Mit freundlichen Grüßen
Gruner + Jahr AG & Co.
Rechtsabteilung


Joachim Hagen

Verbrechen!

„Stern“ geschrieben haben, soll daher begonnen werden. Die Moskauer Freunde können warten. Sie haben das letzte, entscheidende Wort: Komm schon, Brüderchen!

Aufklärer vom Typ „Moskito“ nach Peenemünde schickte und bald darauf 600 Bomber. Und der Mann, dem wir das alles zu verdanken hatten, sah jetzt mit schlecht gefärbten Haaren in meinem Büro.

Ehrlich begeistert sprang ich auf und schüttelte ihm die Hände. Da lachte er mich an, unbekümmert und arglos, beinahe wie ein Artist, der sich für den Beifall bedankt.

Das war der Beginn meiner Bekanntschaft mit Dr. Otto John, der bei uns den Decknamen Oskar Jürgens erhalten hatte. In den nächsten Wochen blieb er in meiner Obhut. Ich quartierte ihn in Knightsbridge in eines unserer sogenannten „festen Häuser“ ein. Das war Vorschrift und auch mit Otto John konnte bei aller Anerkennung seiner Verdienste darin keine Ausnahme gemacht werden. Ich hoffe jedoch, daß er sich bei uns wohlfühlt hat. Die Villa war bequem und unterschied sich äußerlich durch nichts von den biedereren, gutbürgerlichen Villen der Nachbarschaft. Das Personal war in Zivil gekleidet und erledigte die Überwachung unauffällig und unaudringlich. In ganz London gab es damals bestimmt nicht viele Häuser, in denen besser gekocht wurde als hier. Und wenn wir ein Gästebuch geführt hätten, hätte sich Otto John unter prominente Namen eintragen können. General Ritter von Thomas war hier, der sich in Afrika mit seinem Panzerspähwagen hinter die englischen Linien verirrt hatte, gelernter SS-Obergruppenführer Zech-Neulwitz, der in Warschau mit den Polen einen ersprießlichen Wallenhandel abwickelte, bevor er über Stockholm in unser festes Haus einzog, dann der junge Vermeeren, ein Verwandter Papens, der in Ankara ein Presseattaché war und viele andere mehr.

Bis in die Nacht hinein sahen wir im Wohnzimmer unserer Villa zusammen und ließen uns von John erzählen. Er mußte weder aufgefordert noch ausgefragt werden. Im Gegenteil, es war ihm ein Bedürfnis sich seine Erlebnisse von der Seele zu reden, er mußte die unerträgliche Spannung, der er jahrelang ausgesetzt war, irgendwo abladen und abregieren. Das konnte er hier bei uns, wir hörten ihm gerne zu, dazu waren wir da.

Es ging um den 20. Juli, um den mitleidigen Aufstand gegen Hitler und um die Rolle, die Otto John dabei gespielt hat. Ich habe inzwischen gehört, daß man über diese Rolle selbst in den Kreisen der Widerstandsbewegung gefeilter Meinung ist

und ich kann nicht beurteilen, welche Meinung der Wahrheit am nächsten kommt. Ich kann nur in dürren Worten wiederholen, was uns Otto John damals in den langen Nächten erzählt hat.

Danach war er ein Vertrauter des Leipziger Bürgermeisters Goerdeler und zugleich aufs engste verbunden mit den Verschwörern im OKW. Er erwähnte häufig private Besprechungen mit Canaris und hatte wohl auch Zugang zur sozialdemokratischen Gruppe Lauschners und Lebers. Seine Aufgaben waren im wesentlichen auf den Ausbau von Kurierverbindungen mit dem Ausland beschränkt. Dazu brachte er freilich die denkbar günstigsten Voraussetzungen mit. Dr. Otto John gehörte nämlich zu den wenigen deutschen Zivilisten, die nahezu ungehindert ins Ausland reisen konnten. Er war Syndikus der Lufthansa und als solcher fand er mit viel Geschick jederzeit einen Vorwand, um ins neutrale Ausland zu reisen; bald nach Schweden, bald in die Schweiz, oft auch nach Spanien und Portugal. Nachrichten militärischer Natur nahm er angeblich nur ungern mit auf seine Reisen, aber manchmal war das nicht zu umgehen. Ich kenne nur den Fall Peenemünde, der Otto John, wenn man will, zur Last gelegt werden kann. Vor einem Sondergericht hätte ihn das freilich den Kopf gekostet.

Aber auch am 20. Juli hat er anscheinend mehr riskiert, als wir ihm zugeraut hätten. Er war nach dem mißglückten Bombenanschlag in der Bendlerstraße und war Zeuge der heillosen Verwirrung, die dort entstand. In ungemein dramatischen Schilderungen erzählte, nein spielte er uns die Szene vor, wie General Fromm in auswegloser Verwirrung seine Generalsäbeler auf-forderte, sich selbst zu erschießen.

Otto John erschöpfte sich nicht. Er verließ die Bendlerstraße ungehindert und tauchte bei Freunden unter. Am 22. Juli sollte — das wußte Otto John — eine Maschine der Lufthansa nach Madrid fliegen. Mit der mußte er mit, das war seine letzte Chance. Aber um mit einer planmäßigen Maschine ordnungsgemäß ins Ausland fliegen zu können, brauchte er die Ausreisegenehmigung der Polizei. Otto John ging zum Polizeichef Berlins. Das war damals noch Graf Helldorf. Otto John erhielt seinen Stempel in den Paß und verließ Berlin im Flugzeug. Graf Helldorf endete am Schalott in Plötzensee.

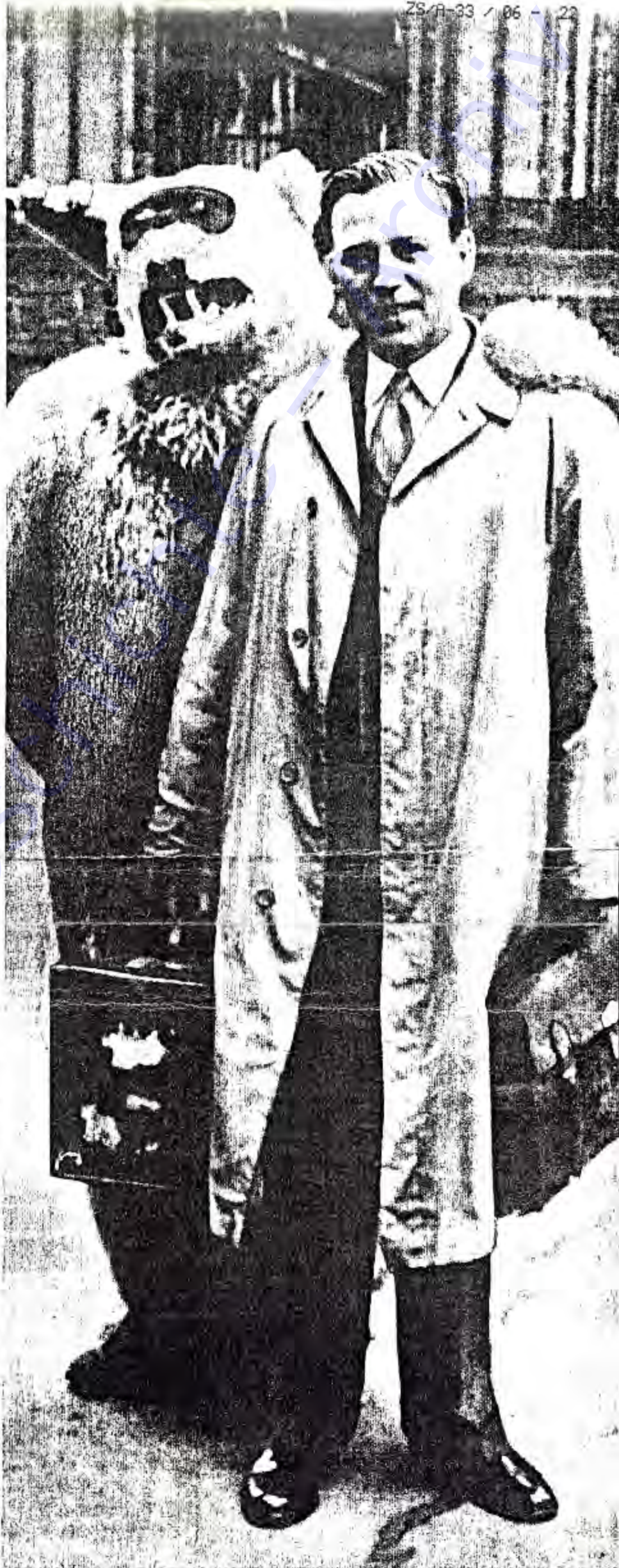
[FORTSETZUNG AUF SEITE 34]



Seine zweite, Filmschauspielerin Ingrid Lutz, heiratete ihn 1946, aber schon nach einem halben Jahr wurde sie von ihm geschieden. Bis zu seinem Verschwinden blieb sie als Patientin in seiner Behandlung. Nach ihren Aussagen hatte Dr. W. nur drei Leidenschaften: Die Wissenschaft, Frauen und Trompete blasen. Schon im Dritten Reich hielt er bei Hitlers Leibarzt Dr. Morell wilde Sowjetreden



Seine erste, Filmschauspielerin Charlotte Thiele, wurde nach einjähriger Ehe von ihm 1941 geschieden. Sie bezeichnet ihn als glänzenden Arzt, fanatischen Forscher, krankhaften Ehrgeizling, Hysteriker und Hundefeind. Von kommunistischem Denken habe sie nichts bei ihm gemerkt. Nach seinem Verschwinden erlitt sie einen Nervenzusammenbruch und legte sich ins Bett



Der Kreml-Bär holte sich den Präsidenten des Amtes für Verfassungsschutz nach Moskau. Dr. Otto John verschwand auf Nimmerwiedersehen hinter dem Eisernen Vorhang. Seine einzige Hinterlassenschaft im Westen ist seine Frau Lucie. Der Skandal um diesen Doppelagenten, der wahrscheinlich schon seit vierzehn Jahren für die Sowjets arbeitet, erschüttert weite Kreise der Bundesrepublik. Allmählich wird es offenbar, wem Otto John mit seinem Verrat einen guten Dienst erwiesen hat. 1. den Sowjets, 2. den Kreisen im Westen, denen jedes Mittel recht ist, wenn es gilt, die Bundesrepublik zu diskreditieren. Das geschieht am zweckmäßigsten und wirksamsten mit dem Gespenst des Neo-Nazismus. Nachdem Otto John im Westen ausgespielt hatte, fand der Osten in ihm ein willfähriges Werkzeug

Komm schon, Brüderchen

(FORTSETZUNG VON SEITE 2)

Man muß Otto John einmal in einer Umgebung erlebt haben, in der er sich wohlfühlt. Er brauchte Anerkennung und Bestätigung — wir boten sie ihm —, er suchte den Beifall mehr als Frauen und Alkohol — ich habe in meinem ganzen Leben nie so viel Beifall gekostet wie in den Wochen meines Zusammenlebens mit John —, er verlangte Zuneigung und aufrichtige Freundschaft — nun, wir taten was wir konnten und von seinem herzlichen Lachen war jeder angezogen. Er war ein blendender Gesellschafter, er hatte Scharm und Phantasie und, sofern es nicht seine eigene Person betraf, sogar Humor. Vielleicht hätte er Filmschauspieler werden sollen.

Es war mir immer ein ausgesprochenes Vergnügen ihm zuzuhören, nicht nur im Hinblick auf meine dienstlichen Obliegenheiten, die letzten Endes darin bestand, ihn nach allen Regeln der Kunst auszuquetschen. Die Geschichte seiner Flucht war damals sein Kabinettstückchen. Ich habe sie mindestens zehnmal gehört. Auch beim zehntenmal ohne einen Anflug von Langeweile. Denn er verstand es, seine Geschichten zu variieren. Mal kam was dazu, mal blieb was weg, häufig lauteten völlig neue Personen auf, die er das nächste Mal dann wieder vergaß — je nach Bedarf und Laune.

Schon über den Zeitpunkt seines Abfluges in Berlin hatte er zwei Versionen. Er ist um 11 Uhr vormittags abgefliegen, wenn er deutlich machen wollte, wie geschickt er bei hellichem Tage im strahlenden Sonnenschein der Gestapo entwischt ist, kam er hingegen auf die Gefahren des Krieges zu sprechen, wollte er das Bild brennender Städte heraufbeschwören, die von seinem Flugzeug aus zu sehen waren, dann brachte er dazu das Dämmerlicht des Abends, und flugs verschob sich seine Startzeit um sechs, sieben Stunden.

Egal, ob um 11 Uhr oder um 17 Uhr — er ist abgefliegen. Das ist kein Zweifel. Und man wird ihm auch glauben dürfen, daß er bis Frankfurt, der letzten Zwischenlandung auf deutschem Boden, keine ruhige Minute gefunden hat. Ach, die Spannung dieser Flugstunden hat jeder seiner Zuhörer miterlebt. Deshalb kam dann in einigen Schilderungen noch ein Zwischenfall dazu. Nach Frankfurt, kurz nach dem erleichterten Aufsalmen, merkte der Fluggast Otto John plötzlich, daß die Maschine an Höhe verlor. Nicht, weil an den Motoren etwas nicht in Ordnung oder gar ein feindlicher Jägerpulk in Sicht gewesen wäre — schlimmer. Die Maschine hatte per Funk Auftrag bekommen, in Stuttgart-Böblingen zu landen.

Was das zu bedeuten hatte? Jeder konnte es sich denken, der dem Erzähler in die weitaufergessenen Augen sah. „Also was hätten Sie jetzt in meiner Situation getan?“

Nun war es wiederum typisch für Otto John, daß er sich niemals in einer Heldenpose gefiel oder gar eine körperliche Gewalttat schilderte, die er vollbracht hätte oder vollbracht haben könnte — und sei sie hundertfach berechtigt gewesen. Ich glaube, dieser Mann hätte niemals einen Schuß abfeuern können. Sein fließender Abscheu vor dem Blutvergießen hinderte ihn jedoch nicht, offen die Forderung vorzubringen, daß die verhassten Nazis und Militaristen in Reih und Glied stranguliert werden müßten.

Als auf seine wohl nur rhetorisch gemeinte Frage: „Was hätten sie an meiner Stelle getan?“ einmal prompt die Antwort kam: „den Piloten mit der Pistole zum Weilerflug gezwungen!“ winkte er ärgerlich ab und sagte: „Ich hatte ja gar keine Pistole bei mir.“

Das Flugzeug näherte sich also Stuttgart und wir wurden von John noch einmal durch die Höllenqualen des Abwartens geführt. Nach wenigen Minuten, dann würden sicher schwarz uniformierte Gestalten die Tür aufreißen.

Weil gelehrt. Wohl wurde die Tür noch bei laufenden Motoren aufgerissen, aber nur, damit ein freundlicher älterer Herr hereingeschoben werden konnte, der artig „Heil Miller“ sagte und sich auf seinem Sitz festschnallte. Als die Maschine sich wieder erhob und über das schwäbische Hügelland schaukelte, nahm der Herr den Hut ab und tupfte mit dem Taschentuch das Schweißband trocken. Der gute Mann gehörte, wie wir durch John nun alle erleichtert erfuhren, der deutschen Einkaufskommission in Spanien an.

Soldatentyp waren die Erlebnisse, die der Flüchtling auf seinem Weg nach Spanien zu überwinden hatte. In Madrid war John aber

nicht nicht außer Gefahr. Vielmehr, grad hier setzten die Verfolgungen nun erst richtig ein. Sie zwangen John, sich das Haar schwarz färben zu lassen, was offenbar nicht mit der nötigen Sorgfalt geschah, sonst hätte es nicht nach einigen Wochen ins Grün drangiert, sie zwangen ihn ferner Mittel und Wege zu suchen, um so schnell wie möglich ins neutralere Portugal zu gelangen. Ein offizieller Antrag des Auswärtigen Amtes ging in Madrid ein, in dem um die Auslieferung des flüchtigen Dr. Otto John gebeten wurde. Begründung: der Gischle habe bei der Lufthansa eine große Geldsumme veruntreut. In Portugal lie Otto John erstmals der Polizei in die Hände. Auch darüber pflegte John unterschiedliche Darstellungen zu geben. Die Geschichte von dem Nachfokal, in dem sich die Agenten aller Länder ein Stellchen zu geben pflegten und in dem John prompt einer Razzia in die Maschen fiel, hat ir — wovon gleich sie durch nichts verbürgt — am besten gefallen.

Die Schilderung über Johns letzte Tappe möchte ich wieder selbst übernehmen. Ich kenne den Vorgang sozusagen amch. In Begleitung unseres zweiten Hand-Affichés in Lissabon, Harold Middlewar kam Dr. Otto John auf dem Luftwege nach England.

Sehr zu seinem Erstaunen wurde von M. I. 5 zunächst umständlich auf sein Echlheit“ geprüft. Das mußten sich währt des Krieges leider alle Fremden gefall lassen, zumal wenn sie direkt aus Bei kamen. Aber für Otto John setzten simahgebliche Persönlichkeiten ein, zum ispiel Lord Vansittard, oder Wheeler-Benn, der Oxforder Historiker und schließlich alsol von Chichester. Sie alle konnten John it früheren Jahren und verbürgten s für seine Untadeligkeit. Somit war die Pedur bei M. I. 5 bald überstanden. Jetzturde Dr. Otto John von Amt zu Amt heigereicht und eines Tages kam es zu erwählten Begegnung in meinem Bür

Nach dem Kriegsministerium überim die Propagandaeinheit für psychalsche Kriegführung unseren Widerstandskäfer. An der Spitze dieser Einheit stand nals Seltou Delmer, im zivilen Leben Erter des Millionienblattes „Daily ExpreOtto John übersiedelte in den Park des zogt von Badford, wa die Propagandheil Seltou Delmers ihren Sitz hatte und wa aus die Sender „Gustav Siegfried und später der „Soldatensender Calais“ überben wurden. Dr. John hatte dort unter Demers Anleitung die über Stockholm laufden deutschen Zeitungen zu verarbeitel. Aus scheinbar nebensächlichen Berichtel aus Todesanzeigen, Warnungen, Kleis anzeigen, Bekanntmachungen ließ sich sel viel für unsere Sendungen entnehmen. Man mühte nur zwischen den Zeilen lesen könen. Das entsprach zwar nicht ganz Ot Johns Temperament, aber er fügte sich utlig dem zweizontherschweren Delmer. Ich glaube, die beiden landten sich auf de Linie gemeinsamer politischer Interesse und wurden schließlich gute Freunde.

Ich habe dann Dr. Otto John allsmählig aus den Augen verloren. Nur noch die Gschichte seiner Ehe habe ich am Ronde mit bekommen.

Die 20jährige Giesela Mankiewitz arbeitete als Sekretärin in der Auswertung abteilung Dr. Johns. Giesela war jung, unnehmend hübsch und obendrein auch noch wohlhabend. Ihr Vater war bis zu seinem Tode Direktor der Dresdner Bank. Die Mutter war mit dem einzigen Töchterchen gerade noch rechtzeitig vor den Nazis nach London emigriert.

Als Dr. Otto John nach dem Kriege als Rechtsanwalt in London eine Existenz aufbauen wollte, wohnte er eine zeitlang als Untermieter im Hause der Witwe Mankiewitz. Bald darauf hielt es, daß er geheiratet habe. Wir gönnten ihm alle die hübsche, äußerst charmante Giesela und ihr Geld. Um so größer war meine Überraschung, als er mich eines Tages Giesela Mutter vorstellte. „Das ist meine Frau“ sagte er und ich glaubte nicht recht verstehen zu haben. Aber es blieb dabei. Lucia ist sieben Jahre älter als Otto John, sie singe gerne und schwärmt von okkulten Dingen. Giesela ist heute Abteilungsleiterin im Londoner Warenhaus Marks and Spencer.

Das letztmal habe ich Otto John 1952 in Köln gesehen. Damals sah er noch mit seinem Verfassungsschutzamt in einem alten ehemaligen Bankhaus in der Nähe des Bahnhofs. Mit keinem meiner Kriegskameraden habe ich ein so ausführliches und herzliches Wiedersehen gefeiert.

Dr. Otto John brachte für seinen Posten als Präsident des Bundesamtes für Verfassungsschutz sicher eine Reihe von brauchbaren Eigenschaften mit. Er war intelligent und besaß eine blendende Kombinationsgabe. Gleichzeitig vereinigte er eine Reihe der Fehler der 20.-Juli-Leute mit sich. Gro-



Dr. Johns Chef in London: Seltou Delmer, im Kriege Spezialist für psychologische Kriegführung, im Frieden Spezialist für Neofaschisten

im Theoretischen, im Planen, in der Phantasie, aber ungeeignet für die praktische Durchführung. Otto John war auch bestechlich, aber nicht im landläufigen Sinne des Wortes. Schmeicheleien machten ihn gefü-

gig, er ließ sich bewundern und war dann seinen Bewunderern gegenüber völlig kritiklos. Mit unglaublicher Leichtigkeit konnte man seine Gunst gewinnen. Ebenso schnell wurde er aber arrogant und ablehnend bis zur Feindseligkeit wenn er sich überangenehm oder gar übertrieben fühlte. Er war ein schlechter Verlierer.

Eine tiefgehende Sehnsucht nach Männerfreundschaften hat ihm vielleicht nicht ganz unberechtigt den Ruf homosexueller Neigungen eingebracht. Ich habe ihn oft im Umgang mit Frauen beobachten können. Die meisten flogen ihm zu, er hätte die hübschesten Mädchen der Londoner Gesellschaft haben können. Aber er bevorzugte Mädchen, die ihn entweder professionell anheimelten, wofür er sich dann sehr großzügig zeigte, oder er suchte sich die unbedarftesten Typen aus, denen er mit jeder Geste imponieren konnte.

Ich glaube, Dr. Otto John hat sich von seinem stets unbefriedigt gebliebenen Ehrgeiz in eine Situation hineinmanövrieren lassen, der er einfach nicht mehr gewachsen war. Unvorstellbar, daß John jemals einen Rückschlag oder gar eine Ausschaltung aus dem großen Spiel der Politik ertragen hätte.

„Der John hat einen Vogel“

urteilt Professor Dr. Ernst Cohn, London, bei dem Dr. Otto John Ende 1946 seine Tätigkeit als Rechtsanwalt wieder aufnahm. Der John hatte einen absoluten politischen Vogel. Es war mir unmöglich mit ihm ein Gespräch zu führen, ohne daß er auf ein deutsches politisches Thema gekommen wäre. Ich konnte John nicht verstehen. Er war zwar kein großer Kopf, aber er hatte doch eine Nase für gewisse Fälle, für die ich schon kein Verständnis mehr hatte. Ich habe ihm immer empfohlen, sich als Spezialist für internationales Luftrecht niederzulassen, da die einzigen Fachleute auf diesem Gebiet, Professor Riese und Professor Meyer als Sachverständige in Anspruch genommen werden. Für meine Spezialität, für das Erbrechen — ich bin u. a. Vertreter der Familie Hohenzollern in England — hatte John wenig Verständnis. Er war ein unbefriedigter Mensch, bei dem Willen und Kapazität nie im Einklang standen. Ich hatte noch ein Vierteljahr vor seiner Flucht zu den Sowjets Gelegenheit, ihm ausgesprochen gute Angebote überseeischer

Firmen nach Bonn zu überbringen. Er lehnte sie alle brusk ab. Die Gründe sind mir heute verständlich.

Emer seiner besten Freunde, mit dem er ständig diskutierte, war der Oxford-Historiker Wheeler-Bennet, der das Buch „Die Nemesis der Macht“ (ein historisches Buch über deutsche Geschichte) geschrieben hat. Johns Wohnung draußen in Nr. 10 Green Hill in Hampstead war eine Oase echter Kultur. Seine Frau schien mir der Prototyp der kulturvollen jüdisch-deutschen Emigranten, die mit allen Fasern ihres Herzens an Deutschland hingen. Die Wohnung war sehr geschmackvoll und kontinental eingerichtet. Ihr erster Mann hatte viel Geld gehabt. Frautrain Giesela arbeitete eine Zeilung mit John zusammen und brachte ihn in das Haus ihrer Mutter. John hatte damals sehr wenig Geld und war froh, bei ihr als Untermeister unterzukommen. Wir waren alle etwas erstaunt, daß er dann plötzlich die viel ältere Mutter von Giesela heiratete. In der Zeit unserer Zusammenarbeit hat John nie getrunken. Wahrscheinlich hatte er noch etwas Respekt vor seinem alten Professor. Als John später für Holland & Co. arbeitete, verlor ich ihn aus den Augen. Ich traf ihn erst später in Bonn wieder, als er schon im Amt war. Mir gegenüber war er damals sehr bescheiden, und es fiel mir auf, daß er sich nie mit seinem Titel anreden ließ.“

Ein abgekartetes Spiel

Terrence Robertson, der Mann, der Dr. Otto Johns englische Biographie schreiben sollte.

Ich habe Dr. Otto John erst in Köln kennen gelernt, als er bereits Präsident des Bundesamtes für Verfassungsschutz war. Mit der Malerie habe ich mich monatelang beschäftigt bevor ich zu John ging und mir Einzelheiten über seine Erlebnisse in England erzählten ließ. Mit sichtlich Genugtuung schilderte mir Dr. John seinen Empfang bei Kriegspräsident Winston Churchill. Das war unmittelbar nach seiner Ankunft in London, Ende August 1944. Damals wurde ein Bericht Dr. Johns über den Anschlag auf Hitler am 20. Juli zum Foreign Office geschickt.

Von dort aus bekam der Premierminister eine Durchschrift. John wurde in das Transitlager für politische Flüchtlinge und gefangene deutsche Offiziere, Cockfosters in

Nordost-London geschickt, wo er eine Woche lang völlig privat gehalten wurde. Dann kam eines Abends ein Auto, das ihn in ein „Rest-Centre“ beim Brixton-Gefängnis brachte. Dort wurde er von Kopf bis Fuß neu eingekleidet. Anschließend fuhr man ihn wieder in das Zentrum Londons. Als das Auto hielt, fragte er seine Begleiter, wo sie wären, und man sagte ihm „Downing-Street Nr. 10.“

John wurde in das Arbeitszimmer des Premierministers gebracht. Churchill winkte bei seinem Eintreten mit dem Bericht, den er bekommen hatte, und sagte, daß er zum erstenmal völlig über den Bombenanschlag informiert worden wäre. Er möchte aber die ganze Geschichte noch einmal aus Johns eigenem Munde hören. Fünf Stunden lang hörte Churchill aufmerksam zu. Um 3,30 Uhr wurde John in das „Political Interrogation Centre“ zurückgebracht, wo man ihm ein Bett bereitet hatte. Während seines Besuchs in Nr. 10 hatte er nur Portwein und Brandy bekommen. Jetzt war sein Mund trocken, und er wollte gern Kaffee. Der Diensthabebediente bedauerte, die Kantine öffne erst um 5 Uhr morgens. Eineinhalb Stunden wälzte sich John schlaflos auf seinem Bett und dachte über die seltsamen Ereignisse nach, die ihn von der Reichskanzlei in Berlin bis in die Wohnung des britischen Premierministers gebracht hatten, während die beiden Länder sich blutig bekämpften. Um 5 Uhr ging er nach unten in die Kantine und trank becherweise Kaffee.

Eine Zeilung arbeitete John mit Sefan Delmer für unsere deutschsprachigen Rundfunksendungen. Bei Kriegsende saß er bei M. I. 5 in Mayfair. Sein Büro lag in einem großen modernen Gebäude, das als Wohnblock vor dem Kriege fertiggestellt worden war. Von seinem Fenster aus überblickte er eine enge kleine Straße, die von Park Lane zum Shepherds Market läuft, einem kleinen mittelalterlichen Dorf im Herzen Londons. Dort bereitete John die Anklage gegen Nazigrößen aller Schattierungen vor. „Mindestens 600 solcher Berichte habe ich ausgearbeitet“, sagte er mit begreiflichem Stolz.

Als Anerkennung für diese Arbeit durfte er in Begleitung von Sicherheitsoffizieren auch nach Deutschland fahren, um dort die Spuren der untergetauchten Kriegsverbrecher zu verfolgen. John trug eine große Menge Material für die Prozesse gegen

Manstein und Dönitz zusammen. Mir gegenüber erwähnte er ausdrücklich den Fall Dönitz. Er fuhr dann nach Süden in die amerikanische Zone und machte dort einen Bericht über das Konzentrationslager Dachau für die britischen Behörden. Dort traf er mit Skorzeny zusammen, dem angeblichen Mussolini-Befreier, der für die amerikanischen Intelligence-Dienste schon eine offizielle Geschichte des KZ Dachau zusammengestellt hatte. John versicherte mir, daß Skorzeny nicht entflohen sei, sondern von dem damaligen amerikanischen Lagerkommandanten mit Händedruck und Austausch gegenwärtiger Geschenke als Belohnung für geleistete Arbeit in die Freiheit entlassen worden wäre.

Als John Ende 1946 wieder nach London zurückkehrte, wurde ihm von der britischen Regierung eine kleine Geldsumme als Belohnung in die Hand gedrückt, damit er sich als Zivilist einrichten könne. Darüber hinaus erhielt er die seltene Aufenthalt- und Arbeitsgenehmigung für England. Er arbeitete wieder in seinem Beruf als Rechtsanwalt und war Gehilfe seines ehemaligen Professors Dr. Ernst Cohn in Nr. 5, New Square, Lincolns Inn. Später arbeitete er bei der Rechtsanwaltsfirma Holland & Co. in Nr. 2, Plimmons Inn.

1950 wurde John auf Londons Wunsch Präsident des Amtes für Verfassungsschutz. Den Amerikanern war es gleich, ob John Nazi war oder nicht. Hauptsache er war Antikommunist, und die Franzosen hatten nichts gegen ihn.

1952 kam plötzlich im Hauptquartier von M. I. 5 in London ein erstaunlicher Bericht wieder ans Tageslicht. Es war der Teil eines großen Dossiers über Ausländer, die während des Krieges als Agenten in britischen Diensten gestanden hatten. Über John war in den Dokumenten neben vielen anderen interessanten Einzelheiten folgendes zu lesen: „Sein fanatischer Kampf gegen Hitler wird mit 100prozentiger Wahrscheinlichkeit von politischen Überzeugungen inspiriert, die der Ideologie des Nationalsozialismus EXTREM gegenüberstehen.“ Wer die Sprache des englischen Foreign Office kennt, weiß, was diese Formulierung zu bedeuten hatte. Man hatte den Doppelagenten John während des Kampfes gegen Hitler gut gebrauchen können. Jetzt aber, nachdem der Hauptfeind wieder die Sowjetunion war, mußte man ihn fallen lassen, weil man davon überzeugt war, daß er nicht nur kommunistische Sympathien hatte, sondern auch schon lange, sehr lange, insgeheim für sie gearbeitet hatte.

Von diesem Zeitpunkt an wurde Johns Vergangenheit zum erstenmal von alliierten Sicherheitsdiensten bis in seine früheste Jugend zurückverfolgt. Man fand dabei sehr interessante Einzelheiten. 1926 war eine bekannte kommunistische Journalistin,

land gewesen. Sie wurde dort krank und erholte sich von ihrer Krankheit in den bayerischen Alpen. Im Anschluß daran studierte sie an der Berliner Universität. Zu ihrem intimsten Bekannten gehörte Karl Frank, prominenter Mitglied der KPD. Karl Frank stellte Miß Smedley mehrere seiner Freunde vor, u. a. einen jungen Mann, der gerade 20 Jahre alt war und Otto John hieß.

1953 wurde der Leiter einer westdeutschen Spionageschule in der US-Zone, Karl Müller, beschuldigt, Spionage für die Russen getrieben zu haben. Agenten, die er in Westdeutschland ausgebildet hatte, waren durch den Verrat ihres Chefs Müller sofort von den Russen gefangen genommen worden sowie sie in die Ostzone kamen. Die Agenten der Alliierten fanden heraus, daß Karl Müller identisch war mit Karl Frank. Und der Mann, der Frank alias Müller 1951 für diesen Posten empfohlen hatte, hieß Otto John.

Während der letzten Jahre wurde John ständig gedrängt, seinen Posten aufzugeben. Man machte ihm zuerst gute Angebote nach Obersee, die er jedoch ausschlug. Als ich ihn in Bonn traf, klagte er über Übermüdung: „Ich überlege wirklich ernsthaft, ob ich nicht zurücktreten soll. Kommunisten und Nazis gönnen mir Tag und Nacht keine Stunde Ruhe mehr. Ich würde wirklich gerne nach London zurückkehren und wieder mit der Juristerei anfangen.“

Die alliierten Geheimdienste empfanden John nur noch als Belastung. Sie wußten, daß er seit zwei Jahren von ihnen aus nichts Wichtiges mehr erfahren haben konnte. 1951 hatte John offiziell über die Bonner Regierung um Genehmigung gebeten, die Verwaltungsarbeit von M. I. 5 studieren zu können. London stimmte dann diesem Besuch zu. Bei seiner Ankunft wurde er in dem teuersten Hotel Londons, im Connaught Hotel beim Grosvenor Square untergebracht und von Beamten des Foreign Office und M. I. 5 herumgeführt. Als er merkte, daß man ihn dort nur höflich empfing, und ihm nur die allerniedrigsten Routineverfahren für seine Arbeit in Deutschland zeigte, wußte er genug. Er kam nach Bonn zurück und wußte, daß er in London endgültig verspielt hatte.

Die gleiche Erfahrung machte er bei seinem letzten Besuch in Amerika, wo er zwar mit Allan Dulles, dem Bruder des Außenministers, zusammentraf, im übrigen aber auch dort höflich an verschlossenen Türen vorbeigeführt wurde.

Die einzige Tür, die für den Doppelagenten Dr. Otto John noch offen stand, war Moskau.

Am 20. Juli, zehn Jahre nach seiner Flucht aus Berlin, ging er dorthin, wohin er seit frühester Jugend an gehörte.

Polizei Berlin blieb stumm

Wütend vor Eifersucht hängte sich Frau Anneliese Sch. am 30. März 1954 ans Telefon und rief das Berliner Polizeipräsidium, Abteilung V, an: „Ich habe eine Meldung zu machen“, sagte sie. „Es handelt sich um Spionage für den Osten.“ Zwei Tage mußte Anneliese jedoch noch warten, bevor sie einem Kriminalbeamten ihr Herz ausschütten konnte. Der nollerte teilnahmslos und skeptisch. Was diese Frau erzählte, klang reichlich unwahrscheinlich und übertrieben. Sie nahm der Welt sozusagen eine Sensation vorweg, die erst am 20. Juli 1954, also vier Monate später, platzen sollte. Bis dahin blieb Annelieses Meldung unbeachtet im Mollzbuch eines Kriminalbeamten.

Diese Meldung kam folgendermaßen zustande:

Frau Anneliese hatte ein gutgehendes Geschäft und einen mittellosen Freund, der Helmut S. hieß und gern Jura und Philologie studieren wollte. Anneliese griff in ihre Ladenkasse und finanzierte ihrem Helmut einen Teil der Studien. Den anderen Teil erhielt er als Studienbeihilfe von der SPD, nachdem er Parteimitglied geworden war. 1950 machte Helmut seinen Doktor phil., und im Sommer 1951 das Staatsexamen als Jurist. Anneliese war mit Recht stolz auf ihren jungen Freund. Gemeinsam fuhren sie nach Venedig (Bild rechts).

Ein Jahr darauf lernte Helmut zufällig Bruno Kropidowski kennen, der in Berlin-Charlottenburg eine Klinik besaß. Helmut S. war Kropidowski bei anfallenden juristischen Fragen behilflich. Die Klinik ging nicht sehr gut und sollte verkauft werden. Welcher Arzt hatte 1953 soviel Geld, um eine Klinik kaufen zu können? Wenn einer — dann Dr. Wohlgemuth, Berlins ebenso berühmter wie berüchtigter Gynäkologe.

Helmut S. ging in die Uhlandstraße 175, um die Verkaufsverhandlungen einzuleiten.

Dr. Wohlgemuth zeigte sich interessiert, aber die Verkaufsverhandlungen zogen sich in die Länge. Dr. phil. Helmut S. hatte nichts dagegen, denn die hübsche Sprechstundengehilfin Rosemarie verkürzte ihm die Zeit. Rosemarie war Dr. Wohlgemuths dritte Frau.

Als Anneliese Sch. davon Wind bekam, stellte sie Helmut zur Rede. „Das ist nur vorübergehend“, tröstete er, „das wird schon wieder abebben.“ Anneliese Sch. traute dieser Ebbe nicht. Sie setzte Helmut so lange zu, bis er endlich Rosemarie einen Abschiedsbrief schrieb. Im Restaurant Lauritzen feierten Anneliese und Helmut ihre Versöhnung. Dabei erzählte ihr Helmut nun Dinge, die Anneliese zwei Tage später haarklein dem Kriminalbeamten ins Mollzbuch diktierte.

Die Beichte Helmut's enthielt folgendes: „Ich bin froh, daß ich mit Rosemarie Schluß gemacht habe. Das ist ja ein fürchterlicher Kreis. Der Wohlgemuth ist ein Kommunist, und sein bester Freund ist der Chef unseres Verfassungsschutzamtes, Otto John. Wohlgemuth versteht den Mann zu nehmen. Und der John plaudert die internsten dienstlichen Dinge aus. Das wird alles im Nebenzimmer unbemerkt aufs Tonband aufgenommen. Diese Bänder muß dann Rosemarie in den Ostsektor bringen. Manchmal sind auch lange Namenslisten dabei...“

Anneliese hoffte mit dieser Meldung ihre Nebenbuhlerin endgültig unschädlich gemacht zu haben. Sie irrte sich. Der „fürchterliche Kreis“ blieb ungeschoren — bis zum 22. Juli 1954.

Am 24. Juli wurde Anneliese noch einmal verhört. Auf ihre Frage, worauf die Polizei denn drei Monate lang gewartet hätte, zuckte man resigniert die Achseln: „Was soll ein kleiner Krimineller gegen den großen John schon machen...“



Das doppelte Offchen

FORSETZUNG VON SEITE 131

Friedrich dem Großen in der preußischen Armee und Verwaltung eine bedeutende Rolle gespielt haben. Der Stammsitz derer von Pullitz ist ein riesiges Familiengut bei Künitz an der Knauter, wo Baron von Pullitz auch geboren und aufgewachsen ist. Der junge Baron hatte für die militärische Laufbahn nichts übrig. Er studierte Volkswirtschaft und wurde Diplomat im auswärtigen Amt. Der Hochadel unterstützte ihn dabei nach Kräften und ebnete ihm die Wege.

Anfang 1938 wurde von Pullitz als Gesandtschaftsrat nach den Haag versetzt. Die bis dahin nur lose Bekanntschaft mit Otto John wurde dadurch unterbrochen. Sechs Jahre später trafen sie sich in London.

Aber vorläufig war es noch nicht soweit. Von Pullitz erledigte in den Haag als Gesandtschaftsrat die üblichen Routinearbeiten, und Otto John war immer noch Syndikus bei der Lufthansa. Die homosexuelle Veranlagung des Grafen war in Berlin und London stadtbekannt. Diese Schwäche wollte der Secret Service unbedingt ausnützen. Man schickte ihm den Diener Fritz ins Haus, der seinen Herren sehr bald in der Hand hatte. Inzwischen bereitete man in London sorgfältig die Flucht des Barons vor.

Ende November 1939, zwei Monate nach dem Polenfeldzug, erschien von Pullitz nicht zum Dienst. Man suchte ihn, die holländische Polizei leitete eine Großfahndung ein, die Küste wurde überwacht, die Grenzen gesperrt; aber der deutsche Gesandtschaftsrat und sein Diener Fritz blieben spurlos verschwunden.

In London wurde Herr von Pullitz herzlich als Repräsentant des deutschen Hochadels empfangen. Er ermunterte im Londoner Rundfunk die Widerstandskreise in Berlin und stellte sich dem britischen Nachrichtendienst zur Verfügung. Sein Diener Fritz wurde nach Südamerika abgeschoben. Vier Jahre blieb Otto John ohne direkte Nachricht von seinem Freund. Sie trafen sich erst in London wieder, wo John im September 1944 auf der Flucht vor der Gestapo eintraf (Stern Nr. 32). Otto John war damals bereits ein versierter Agent. Jan Eland hatte ihn mit diesem Metier vertraut gemacht. Bereits im Jahre 1938 hatte er diesen holländischen Nachrichtenmann kennengelernt. Ihre Zusammenarbeit wurde allerdings erst bei Ausbruch des Krieges interessant. Jan Eland beliehete Engländer und Russen und bediente sich dabei Otto Johns häufig als Nachrichtenübermittler, da dieser als Syndikus der Lufthansa auch während des Krieges unalltäglich ins neutrale Ausland fliegen konnte. Johns Transporte waren in jedem Fall sicherer und ungefährlicher als die Funkverbindungen des Lufflottenoffiziers Harro Schulze-Boyssen. Die „Rote Kapelle“ war erst nach Beginn des Ruhlandfeldzuges sendebereit, dann allerdings in einem Ausmaß, der die deutsche Abwehr zur Verzweiflung trieb.

Otto John hatte mit Harro Schulze-Boyssen und mit dem weiten Kreis seiner „Roten Kapelle“ wenig Kontakt. Ob Jan Eland seine Finger da mit im Spiel hatte, ist nie ganz geklärt worden. John lieferte seine Nachrichten bei Eland ab, die dann möglicherweise über die „Rote Kapelle“ an den „Direktor“ in Moskau gefunkt wurden. Eine andere Möglichkeit der Nachrichtenübermittlung in Richtung Osten bot die Schweiz, wo die berühmte „Rote Drei“ ihre Zentrale aufgebaut hatte. Otto John durfte sich der persönlichen Bekanntschaft mit dem Meisterspion Rösler rühmen.

Die Team-Arbeit John-Eland wurde durch die Flucht Otto Johns nach London unterbrochen. Dort führte er sich durch den Verrat der Geheimwaffenanlagen in Peenemünde ein (Stern Nr. 32).

Während Otto John sich nach 1945 mit Feuereifer in die Kriegsverbrecherprozesse stürzte und Anklagematerial für die Engländer herbeischleppte, suchte sein Freund, der Baron von Pullitz, wieder Anschluss an die Politik. Als englischer Staatsbürger kehrte er nach Deutschland zurück und wurde zunächst der persönliche außenpolitische Berater des schleswig-holsteinischen Ministerpräsidenten Otto Stelzer. Zwischenzeitlich arbeitete er im Nachkriegsdeutschland für den britischen Geheimdienst weiter. In Schleswig-Holstein konnte er sich allerdings nicht lange halten. 1948 tauchte von Pullitz in englischer Uniform in dem von den Alliierten beschlagnahmten „Insel-Hotel“ in Konstanz auf und versch dort das vertrauensvolle Amt eines Kontaktmannes zum französischen „Deuxième bureau“.

Eines Tages zog der Baron jedoch die britische Uniform aus, zerriff vor staunenden Zeugen seinen englischen Paß und fuhr auf direktem Wege nach Berlin-Pankow, wo er auf Fürsprache Derlingers sehr bald einen Posten im sowjetzonalen Außenhandelsministerium erhielt.

Das Merkwürdigste an diesem Fall war die Haltung der Briten. Sie nahmen den zerrissenen Paß weiter nicht übel und ließen den nunmehr roten Baron von Pullitz wiederholt unbehelligt durch ihre Zone reisen. Häufig, sehr häufig war der Edle von Pullitz in Bonn zu sehen — und niemand nahm Anstoß daran. Am wenigsten Dr. Otto John, der Präsident des Bundesamtes für Verfassungsschutz.

Bundeskanzler Dr. Adenauer kann sich heute zufrieden auf sein Urteil berufen, das er 1950 über Otto John gefällt hat. „Der gefällt mir nicht“, soll der Kanzler damals gesagt haben. Trotzdem bekam Otto John das Amt.

Das Bundesamt für Verfassungsschutz hat mit militärischen Nachrichten und mit der Spionageabwehr nichts zu tun. Mit den acht Millionen, die dem Amt jährlich zur Verfügung stehen, sollen lediglich staatsgefährdende links- oder rechtsradikale Gruppen überwacht und unschädlich gemacht werden.

Mehr als das Doppelte, nämlich 5 Millionen Dollar, kann General Gehlen in Putsch bei München für seinen Apparat ausgeben. General Gehlen leitete während des Krieges die Abteilung „Fremde Heere Ost“, wobei das gesamte militärische Nachrichtenmaterial über die Sowjetunion durch seine Hände ging. Er verstand es, dieses Material zu sammeln und beisammenzuhalten. Damit begab er sich 1945 in amerikanische Gefangenschaft. Die Amerikaner erkannten diesmal mit einem Blick den unschätzbaren Wert des Gehlen-Archivs. Damit nicht genug: bereits 1946/47 beauftragten sie Gehlen, einen Geheimdienst zu organisieren, der nicht an Zonen- und Landesgrenzen haltmacht.

Dieser von den Amerikanern bezahlte Apparat wuchs im Laufe der Jahre mächtig an und lieferte zuverlässig und prompt. Es war nicht zu vermeiden, daß in dem engmaschigen Nachrichtennetz Gehlens auch innerpolitische Meldungen hängen blieben. Diese Nachrichten wurden Herr Otto John zur Verfügung gestellt, der das allerdings nicht gern sah. „Der militärische Laden des Herrn Gehlen“ war ihm in der Seele zuwider.

Eine weitere Konkurrenz witterte John im Amt Blank, wo auch eine militärische Abwehr geplant und vorbereitet wurde. Hierfür war der Oberst a. D. Friedrich Wilhelm Heinz vorgesehen.

Heute äußert sich Friedrich Wilhelm Heinz über Otto John:

„Ich habe sowohl Staatssekretär Ritter von Lex, wie Staatssekretär Globke schriftlich vor Otto John gewarnt. Leider ohne Erfolg. Ein Mann, der nachweislich 1. Trinker, 2. Spieler, 3. Homosexueller ist, darf nicht an die Spitze eines solchen Amtes gesetzt werden...“

Nun hat Oberst Heinz allerdings mit Otto John persönlich reichlich böse Erfahrungen gemacht. Den Anstoß gab Eland, jener Jan Eland, mit dem Otto John bis 1944 so schön zusammengearbeitet hatte.

Eland hatte den Krieg in Berlin überlebt und setzte seine Tätigkeit auch nach der deutschen Kapitulation ohne Unterbrechung

fort. Zur Abwechslung arbeitete er jetzt wieder für den Westen.

Auf der Suche nach guten Informationen stieß Eland auf Friedrich Wilhelm Heinz, der während des Krieges Abwehroffizier war und zum engsten Freundeskreis des Admirals Canaris gehörte. Von 1945 bis 1946 war Heinz in der Sowjetzone und Eland vermutete mit Recht, daß der geschulte Abwehrmann dabei seine Augen allengehalten hatte.

Heinz gab Eland Informationen, die dieser nach Holland weiterleitete. Im stillen rechnete Heinz damit, zum Leiter des Amtes für Verfassungsschutz berufen zu werden. Aber die Engländer bevorzugten Otto John. Dafür wurde Heinz in das Amt Blank übernommen.

Sofort brach Heinz den Nachrichtenaustausch mit Eland ab. Der ließ sich jedoch nicht so leicht abschütteln, zumal er inzwischen auch von den Holländern durchschaut worden war und auf dem tracken saß. Die Russen hatten Eland auch abgeschrieben. In seiner Not versuchte Eland, Heinz zu erpressen. Der antwortete mit einer Strafanzeige und am 19. Juni 1952 ging der Prozeß über die Bühne. Die Anklage lautete auf Erpressung und auf Vergehen gegen den Paragraphen 175.

Otto John konnte seinem Freund nicht mehr helfen, so eifrig er auch seine V-Männer Material gegen Heinz sammelte. 25.000 DM kosteten diese Ermittlungen.

In der Wohnung Elands wurde aber ein langer Bericht gefunden, den der Holländer an seine Dienststelle in den Haag geschickt hatte. Die darin enthaltenen Nachrichten kamen eindeutig aus dem Verfassungsschutzamt. Otto John gelang es jedoch, den Verdacht auf Heinz zu lenken.

Unabhängig davon wurde Eland zu neun Monaten Gefängnis bei Anrechnung der Untersuchungshaft verurteilt. Er konnte sofort aus der Haft entlassen werden, worauf ihn Otto John sofort auf Staatskosten in ein Sanatorium schickte.

Das Kesselreiben des Verfassungsschutzamtes gegen Friedrich Wilhelm Heinz ging weiter. „Ich habe den Auftrag, diesen Mann zu erledigen und ich werde diesen Auftrag hartnäckig zu Ende führen“, verkündete John einmal in vorgerückter Stunde. Er schwieg jedoch, woher der Auftrag kam.

In zwei Jahren wuchs das Dossier Heinz mächtig an, sogar der sowjetzonalen Staatssicherheitsdienst hatte Material dazu beigetragen. Trotzdem reichten die Anschuldigungen nicht für ein ordentliches Gerichtsverfahren. Sie wurden lediglich dem Bundeskanzler vorgelegt, der daraufhin die Entlassung des Abwehrchefs Heinz „im gegenseitigen Einvernehmen“ verlangte.

Otto John triumphierte. Der Mann, der schriftlich gewarnt hatte, war aus dem Felde geräumt.

Ein weit traurigeres Schicksal ereilte inzwischen Jan Eland. Er hatte jetzt Zeit und Muße, um seine Erlebnisse in Deutschland niederzuschreiben. Diese Erlebnisse erstreckten sich immerhin auf fünfzehn Jahre, in denen Otto John wiederholt seine Wege gekreuzt hatte.

Im Herbst 1953 besuchte der Holländer noch einmal seine Heimat und fuhr von dort direkt nach Zürich, wo er sein Manuskript fertigstellen wollte. Ein Verleger hatte sich auch bereits gefunden.

Als das Zimmermädchen des Hotels Walche am Vormittag des 3. November

die Tür leise öffnete, lag Jan Eland reglos in seinem Bett. Auf dem Nachtschränkchen lag eine leere Schlaftabletten-Ampulle. Die Kriminalpolizei stand vor der Frage, ob hier Selbstmord oder eine versehentliche Überdosierung vorlag. Rein theoretisch konnte es sich natürlich auch um einen Mord handeln, aber wer sollte Interesse daran haben, einen ausgedienten Agenten für immer einschlafen zu lassen?

Man entschied sich für Selbstmord und gab die Leiche zur Bestattung frei. Das war auch noch mit Umständen und Schwierigkeiten verbunden, da niemand für die Kosten aufkommen wollte. Schließlich holte sich die Züricher Anatomie den Leichnam.

Vor einigen Wochen, kurz vor dem Verschwinden Otto Johns in der Ostzone, kam aus Zürich die Nachricht, daß das Bundeskriminalamt den „Fall Eland“ noch einmal aufgerollt hat.

Im März 1954 traf der Baron von Pullitz in Bonn ein, dann besuchte er seinen Freund Otto John in Köln und überbrachte ihm ein Angebot. Das wurde gesehen, das wurde beobachtet — ohne Arg und Mißtrauen.

Regierungsrat Krause, der persönliche Referent des Innenministers Schröder, erklärte das dem Stern in einem Interview:

„Natürlich hatten wir von den Besuchen des Grafen von Pullitz Kenntnis; aber wissen Sie, wir können doch nicht jeden gleich verhaften, von dem vermutet wird, daß er Ostagent sei. Wir waren zufrieden, wenn wir wußten, was Pullitz hier im Westen trieb. Ich kenne Pullitz auch persönlich und weiß, daß seine Mutter hier in Köln wohnt. Er kam mit ordentlichen Papieren, hat sich nichts zuschulden kommen lassen, und so bestand für uns keine Veranlassung, ihm die Einreise zu verweigern. Otto John und Pullitz kannten sich ja aus England... Bei Pullitz muß aber noch ein anderer Gesichtspunkt berücksichtigt werden. Wir wissen, daß er einmal Secret-Service-Agent war. Heute soll er für die Russen arbeiten. Es kommt ja häufig vor, daß solche Leute auf zwei Schultern tragen. Wir mußten daher vermuten, daß der englische Geheimdienst von Pullitz als Köder benutzt, um Otto Johns Zuverlässigkeit auf die Probe zu stellen. Solche Sachen macht man ja häufig. Selbstverständlich wußten wir auch, daß Otto John mit dem Berliner Arzt Dr. Wohlgemuth seit zwölf Jahren befreundet war. Die politische Einstellung dieses Mannes war uns ebenfalls bekannt. Otto John hat ihn uns selbst als einen „Salon-Boischewisten“ bezeichnet, der aber in politischer Hinsicht nicht ernst genommen werden dürfe. John lag wohl hauptsächlich an der menschlichen Verbindung zu Dr. Wohlgemuth. Zweifelloß stand John über den politischen Phantasiegebilden dieses extravaganten Arztes...“

Am 20. Juli, kurz nach neun Uhr abends, hielt ein Westberliner Zollbeamter vor der Sektorengrenze an der Sandkrugbrücke einen Wagen an.

„Haben Sie was zu verzollen“, fragte der Beamte.

„Nein.“

„Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß sie jetzt in den Sowjetsektor fahren.“

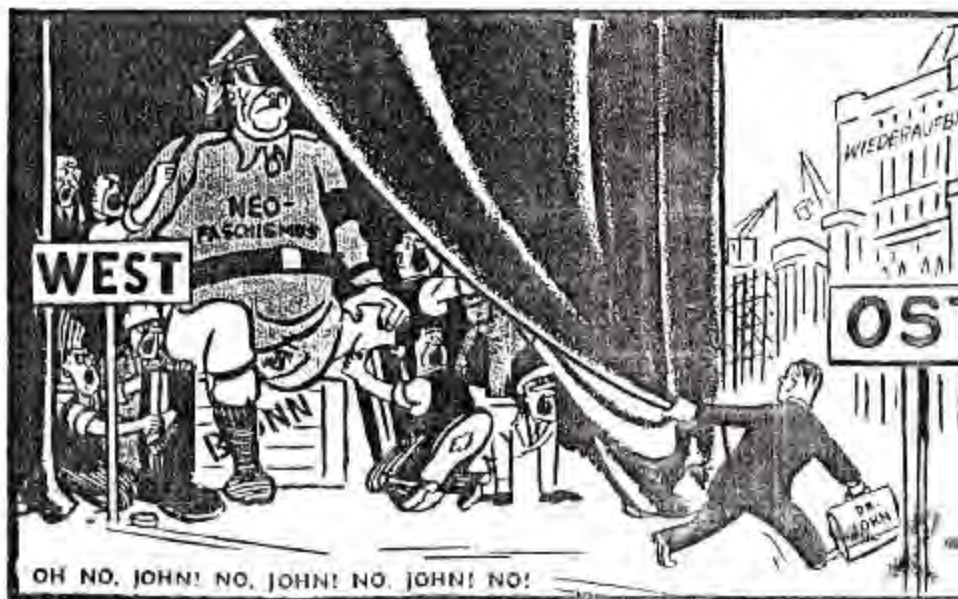
„Da wollen wir auch hin!“, antworteten die Insassen.

Im Wagen saßen Dr. Otto John und sein Freund Dr. Wolfgang Wohlgemuth.

— ENDE —



Schriftliche Warnungen schickte Oberst a. D. Friedrich Wilhelm Heinz an die zuständigen Stellen in Bonn. Er warnte vor Otto John, aber er warnte vergeblich. John war damals stärker und räumte jede Konkurrenz aus dem Wege.



In England bedienen sich Interessierte Kreise bereitwillig der sowjetzonalen Propaganda. Otto John hätte in eigener Sache diese Karikatur nicht besser machen können. Man sieht ihn von West nach Ost flüchten, wobei er einen Vorhang aufreißt. Fürchterliche Dinge werden dadurch offenbar. Militaristen und Nazis sind gerade damit beschäftigt, sich Mäxchenmacher aufzutreiben. Wenn es gilt, das deutsche Schicksalspeser an die Wand zu malen...

Das doppelte Ottechen

Heft 33, 54

Dr. Otto John: was ist das für ein Mensch? Es ist nicht loszukommen von dieser Frage. Seit dem 22. Juli spricht alle Welt davon. Das hat nicht ausschließlich mit Politik etwas zu tun. Der Fall Otto John sitzt tiefer, er rührt an menschliche und moralische Bezirke, die jeden etwas angehen. Verräter sind zu allen Zeiten unpopulär gewesen, und Otto John ist ein Ver-

räter, ein doppelter und dreifacher sogar. Aber man will wissen, was den Verräter zum entscheidenden Schritt getrieben hat. Das haben diese Menschen mit Verbrechern gemein, deren Tat abstößt, deren Motive jedoch oft genug ein scharfes Licht auf ihre Umwelt werfen. Denn bis zur Tat oder bis zur Entlarvung haben sie unter uns gelebt, waren sie unsere Nachbarn, wenn nicht so-

gar unsere Freunde. — Otto Johns Londoner Freunde sind in der vorigen Nummer des Stern zu Wort gekommen. Sie haben ihn als Agent und Widerstandskämpfer für ihre Zwecke eingesetzt und ihn dabei als einen liebenswürdigen Gesellschafter mit ausgezeichneten Manieren kennengelernt. Daß sich hinter dieser Maske ein Doppelagent verbarg, konnten sie allerdings nicht wissen.

1. Fortsetzung

Otto John ist nicht leicht zu lassen, aber allmählich rundet sich das Bild. Die Schilderungen seiner ehemaligen Freunde ergänzen die Anwürfe seiner Feinde, dazu kommen längst vergessene Ereignisse und Daten, die jetzt bei Licht besehen manchen eine bisher offen gebliebene Frage beantworten und die heute erst richtig gedeutet werden können. Trotzdem bleibt das Bild des Präsidenten des Bundesamtes für Verfassungsschutz in manchen Punkten verschwommen. Das Doppelbändige seines Wesens verweist jede Kontur und erschwert eine genaue Abgrenzung. Vieles bleibt unklar und unscharf — wie bei einer verwickelten Aufnahme. Aber gerade die ist dann echt, etwa wie diese:

„Die meisten Gäste waren schon gegangen. Wir saßen auf den Zementstufen des Hauses Gerhus im Grunewald und tranken eine Flasche Kognak, die der Freiherr von Preussen zwischen den Knien hielt. Ich glaube, wir waren nur noch zu viert. Der Freiherr mit der Kognakflasche zwischen den Knien, Otto John, Lulu und ich. Die Feier des 20. Juli (1953) stieg uns langsam zu Kopf. Es war eine laue, schöne Sommernacht. Otto erzählte pausenlos irgend etwas und lachte dröhnend dazu. Man mußte ihm nicht unbedingt zuhören, es genügte, wenn man mitleidete. Lulu schmunzelte leise. Ich glaube, Prinz Louis Ferdinand hörte es nicht gerne, wenn man ihn Lulu nannte. Aber von seinem Freund John mußte er sich's gefallen lassen.“

Otto John wollte in dieser Nacht nicht nach Hause. Er setzte sich in meinen Wagen und wir fuhren zum Rüdeshheimer Platz auf eine Studenten-Party. Hausherr war ein Abteilungsleiter der BEWAG, ein Freund meines am 20. Juli hingerichteten Schwiegervaters Julius Leber. Otto kam hier nicht zu Wort. Dafür vergnügte er sich jetzt mit den Rücken der jungen Studentinnen. Ganz harmlos. Der Präsident sah auf dem Fußboden und haschte nach den Rücken der vorbeilanzenden Mädchen. „Patsch“ sagte er, sobald ihm sein Spaß gelang. Nach zwei Stunden stand er auf und ging kerzengerade und stocknüchtern aus dem Haus...“

Genau ein Jahr später war Otto John wieder in Berlin. Diesmal mit seiner Frau Lucy. Das Ehepaar wohnte draußen in Berlin-Grunewald in der Pension „Schätzle“. Bei der Feier am 19. Juli im Dahlemer Auditorium Maximum der Freien Universität, bei der Bundespräsident Theodor Heuss die Gedenkrede hielt, stand Otto John unter den prominenten Gästen in der vierten Reihe.

Anschließend rollte eine riesige Wagenkolonne zu einem Empfang, den der Berliner Senat zu Ehren der Hinterbliebenen der Opfer des 20. Juli im Haus Gerhus in Berlin-Grunewald gab. Otto John stand diskutierend im Kreise seiner Freunde und verkündete laut: „Ihr habt Angst vor den Kommunisten, aber ich habe Angst vor den Nazis. Ihr unterschätzt die Gefahr...“

Nach dem Empfang bei Gerhus trat sich der Freundeskreis in der Pension „Schätzle“. Außer dem Ehepaar John war Prinz Louis Ferdinand anwesend, ferner Frau Annelore Leber, die Frau des hingerichteten Sozialdemokraten Julius Leber, ihre Tochter Katharina und deren Mann Ulrich Geine-

mann-Rufer, die Frau des hingerichteten Hans von Dohnany und ihr Sohn, ebenso Söhne des hingerichteten Generals von Haase und schließlich General von Falkenhäusen, der bis vor kurzem in Belgien als Kriegsverbrecher gefangengehalten wurde, obgleich er am Aufstand gegen Hitler beteiligt war.

Bis halb drei Uhr früh dauerte die Party. Am nächsten Tag, am 20. Juli, verlor Otto John bei der Gedankfeier an der Hinrichtungsstätte im Gefängnis Berlin-Plötzensee die Nerven. Seine Frau berichtet darüber:

„Die düstere Atmosphäre dieses Todeshauses, die kahlen Kalkwände, an denen Kränze und Schleifen hingen, der Doppel-T-Träger mit den sechs grovenhaften Fleischerhaken im Hintergrund... das alles hat ihn (John) über alle Maßen gepackt. Er sprach dauernd von seinem Bruder Hans, der auch zu den Opfern des 20. Juli gehört. Plötzlich liefen ihm die Tränen über die Wangen und er weinte hemmungslos. Während der Feier deutete er plötzlich auf zwei Männer, die im Gefängnis hof standen, und flüsterte mir zu: „Geslapo, die waren bestimmt bei der Gestapo. Die hatten mit Hans zu tun... ich erkenne sie wieder... Pah auf, die suchen mich... auch die verfolgen mich.“ — Noch nie habe ich meinen Mann so aufgeregelt und fassungslos gesehen... Erst beim anschließenden Essen im Ratskeller Schöneberg beruhigte er sich einigermaßen.“

Nachmittags, zu Hause in der Pension „Schätzle“, drehte er dann wieder durch. Frau Lucy erzählte allen Freunden, daß ihr Mann laut geschrien habe, er könne dieses Leben unter Nazis nicht mehr aushalten.

Gegen sieben Uhr abends ist er dann losgefahren. Zuerst zu Dr. Wohlgemuth und dann in den Sektor der DDR.

„Am 20. Juli, zehn Jahre nach dem mißglückten Aufstand gegen Hitler, ist Otto John dorthin gegangen, wohin er seit frühester Jugend gehörte“, schrieb dazu einer seiner englischen Freunde (Stern Nr. 32).

Aus dieser frühesten Jugend Otto Johns gibt es ein paar Daten. Sie sagen nicht viel aus, nicht viel mehr, als dem Meldeschein eines jeden ordentlichen Bürgers zu entnehmen ist.

Ordnung umgab Otto John in frühester Jugend, die brutwarme Ordnung einer Beamtenfamilie aus Marburg an der Lahn. Dort wurde Otto John am 19. März 1909 geboren. Er hatte einen Vater, der seiner Beschäftigung auf dem Vermessungsamt in der Gewißheit nachging, daß ihm der Staat eines Tages Fleiß, Pflichtgefühl und Zuverlässigkeit mit einer auskömmlichen Pension danken wird; er hatte eine stille, gutherzige Mutter, für die außer der Sorge um ihre drei Kinder nichts auf der Welt bedeutsam war. Ella hieß Ottos ältere Schwester, Hans der jüngere Bruder.

Alle zehn Jahre konnte es einmal passieren, daß die Familie John die Koffer packen mußte. Hin und wieder wurde der Vater versetzt. Von Marburg an der Lahn ging's zuerst nach Kellerschwabach im Taunus und von dort nach Treysa an der Schwalm, Kreis Ziegenhain. Hier wuchs Otto John zum Gymnasialten heran.

Als Untertertianer kam er schließlich nach Wiesbaden ins Internat und wurde im Gymnasium auf dem Luisenplatz eingeschult. Jahr um Jahr hielt sich Otto unauffällig in der vorletzten Bankreihe und rutschte von einer Klasse in die andere. Er gehörte zu den glücklichen Schülern, die ihren Lehrern nicht im Gedächtnis hatten geblieben. Sein Mathematiklehrer, Oberstudienrat Zahn, sagt das ganz deutlich:

„Ich habe keine gute Erinnerung an ihn, aber auch keine schlechte. An solche Typen erinnert man sich nicht mehr...“

Danach fiel auch sein Abgangszeugnis aus: Deutsch, Erdkunde, Musik, Zeichnen „gut“, alle anderen Fächer „genügend“.

Nach dem Abitur (1929) ging der Beamtensohn zunächst als Lehrling in den chemisch-pharmazeutischen Großhandel. — Lange Zeit hörte man nichts von ihm, seine Spuren verloren sich, der Anschluß an die große Welt war noch nicht gefunden.

Aber auch diese belanglose Wiesbadener Schulzeit Otto Johns steht in einem tragischen Zusammenhang mit den jüngsten Begebenheiten. Ende Juli 1954 hat sich der CIC-Hauptmann Wolfgang Höfer zuzugewandt vor den Augen seiner Vorgesetzten erschossen. Vergeblich dementierten die Amerikaner jeden Zusammenhang zwischen diesem Selbstmord und dem Fall John. Die intime Freundschaft zwischen Höfer und John ist 25 Jahre alt. Sie begann in Wiesbaden.

Am 16. Juli 1907 heiratete August Höfer, Oberstudiendirektor des Gymnasiums am Zielerring in Wiesbaden, eine verwitwete Jüdin, die zwei Kinder mit in die Ehe brachte. Diese beiden Kinder wurden von August Höfer adoptiert. 1910 wurde dem Ehepaar ein Sohn geboren, der bei der protestantischen Taufe den Namen Wolfgang erhielt.

Einer seiner Stiefbrüder flog während des ersten Weltkrieges mit einem Luftschiff über London und wurde dort abgeschossen. Aus Gram über den Tod ihres Sohnes verstarb bald darauf die Mutter Höfer.

Wolfgang Höfer besuchte die Schule seines Vaters am Zielerring und lernte etwa 1929 Otto John kennen. Aus der Bekanntschaft wurde bald eine Freundschaft, bei der Otto einen außergewöhnlichen Einfluß auf den um ein Jahr jüngeren Wolfgang ausübte. „Bubi John“ wurde Wolfgang von seinen Mitschülern genannt. Nur die Lehrer ahnten nichts Böses, und als sie was ahnten, waren ihnen die beiden Freunde bereits durch das Abitur in die Freiheit entwischt.

Als Otto John seine chemisch-pharmazeutische Laufbahn aufgab und statt dessen mit dem Studium der Rechte in Frankfurt/Main begann, wurde das Zusammensein der Freunde unterbrochen. Man sah sich nur noch gelegentlich. Otto machte nach dem Studium seinen Justizdienst beim Oberlandesgericht in Frankfurt und landete schließlich 1936 als Syndikus bei der Deutschen Lufthansa. Er zog nach Berlin und lernte dort große, einflussreiche Freunde kennen: den Prinzen Louis Ferdinand und Dietrich Bonhoeffer, die auch bei der Lufthansa beschäftigt waren, und durch Vermittlung des Prinzen den Baron von und zu Pullitz.

Ottos halbjudischer Jugendfreund Wolfgang quälte sich indessen durch die Nazi-Zeit. Erst 1938 gelang ihm die Emigration in die Vereinigten Staaten.

1945 kam Wolfgang Höfer in der Uniform eines US-Leutnants wieder nach Deutschland. Er besuchte seinen greisen Vater und erfuhr in Wiesbaden, daß sein Freund Otto John die Engländer bei den Kriegsverbrecherprozessen mit Rat und Tat unterstützte. Die Freunde verloren sich diesmal nicht mehr ganz aus den Augen, obgleich Otto John noch einmal nach London zurückkehrte und erst im Jahre 1950 als Präsident des Bundesamtes für Verfassungsschutz in Köln einzog.

Am 17. Juli 1954 gab Otto John in der Pension „Schätzle“ ein Mittagessen für seine allerengsten Freunde. Prinz Louis Ferdinand und CIC-Hauptmann Wolfgang Höfer gehörten zu den Geladenen. Am 20. Juli war Wolfgang nach einmal auf einen Sprung im „Schätzle“. Am Morgen des 21. Juli wurde er von der aufgeregten Frau Lucy John angerufen: „John ist verschwunden.“ Somit war Wolfgang Höfer der erste, der von dem Verschwinden des Chefs des deutschen Verfassungsschutzes erfuhr. Er war auch der erste, der dieses Verschwinden ernst nahm. Im Gegensatz zu Prinz Louis Ferdinand, der Frau Lucy schmunzelnd tröstete: „der Otto macht sicher wieder Dienst am Volke.“ Damit fuhr der Prinz

seelenruhig hinaus nach Tempelhof, setzte sich ins Flugzeug und flog nach Hause.

Hauptmann Wolfgang Höfer verständigte sofort seine Dienststelle. Er meldete: Dr. Otto John ist entführt worden. Dann hatte der unglückliche Offizier noch 36 Stunden Zeit, um sich persönlich davon zu überzeugen, daß die Entführungstheorie nicht aufrecht zu erhalten ist und daß ihn sein Freund in eine heillose Affäre hineingerissen hat. Wolfgang Höfer fand keinen Ausweg. Während eines Verhörs durch zwei hohe CIC-Offiziere, die eigens zu diesem Zweck aus dem Hauptquartier in Heidelberg nach Berlin gekommen waren, ging er ins Nebenzimmer und schoß sich mit seiner Dienstpistole eine Kugel durch den Kopf.

Dem 85jährigen, völlig erblindeten Oberstudienrat August Höfer, wurde die Nachricht vom tragischen Ende seines Sohnes bis jetzt verschwiegen.

Die Bekanntschaft zweier Männer rief Otto John gegen Ende der dreißiger Jahre in eine gefährliche Bahn. Der eine war der Diplomat Wolfgang Freiherr Gans Edler Herr zu Pullitz, der andere hieß ganz schlicht Jan Eland und war holländischer Nachrichtenagent. Der Baron Pullitz entstammt der altbrandenburgischen Adelsfamilie derer von Pullitz, die schon unter

FORSETZUNG AUF SEITE 28

In Zukunft einfarbig: fünfzehn Jahre lang hat Otto John ein virtuoseres Doppelspiel getrieben. Damit ist es jetzt aus. Am 20. Juli mußte sich Otto John zu einer Farbe bekennen. Er wählte Rot

A b s c h r i f t !

Dr. Adolf A r n d t

den 18. Januar 1957
Dr. A/Sch.

Herrn

Professor Dr. Gerhard L e i b h o l z
Richter am Bundesverfassungsgericht

K a r l s r u h e

Rheingoldstraße 19

Sehr verehrter Herr Dr. Leibholz!

Der Verteidiger von Otto J o h n , Herr Rechtsanwalt Dr. Caemmerer hat mir Abschriften der beiden Briefe übermittelt, die Sie am 3./4. Januar 1957 an Herrn Oberbundesanwalt Güde und an den Bundesminister der Justiz, Herrn Dr. von Merkatz richteten. Inzwischen wurde mir der Wortlaut des Plädoyers des Herrn Oberbundesanwalts und der Herren Verteidiger sowie der mündlichen Urteilsbegründung bekannt. Ich glaube zu wissen, mit welcher Zurückhaltung man in einem Rechtsstreit urteilen sollte, dessen Hauptverhandlung einem nicht unmittelbar bekannt ist. Immerhin sollen die mündlichen Urteilsgründe das Wesentliche darstellen. In einem Rechtsstaat kann es deshalb nicht genügen, dass ein Gericht aussagt, es habe ~~ix~~ sich von einem Sachverhalt überzeugt, sondern das Gericht muß den Ursprung dieser Überzeugung in einer rational verständlichen Weise begründen und rechtfertigen. Daher unterliegt es der Kritik, ob einem Gericht dies gelungen ist. Ich muss sagen, dass mich die mündlichen Urteilsgründe, die also doch das Wesentliche zu bringen haben, in gar keiner Weise zu überzeugen vermögen, sondern im Gegenteil geeignet sind, allerschwerste Bedenken bei mir hervorzurufen.

Die politische Wertung des Falles John steht auf einem anderen Blatt ; darüber wird es wohl kaum Meinungsverschiedenheiten geben.

Im Hinblick auf die strafrechtliche Würdigung ist es mir unverständlich, dass die Annahme, John sei freiwillig in die Zone gegangen, auf derlei Argumente doer " Indizien" gestützt

werden kann. Diese Psychologie - ich bedaure lebhaft, dies sagen zu müssen - ist primitiv dillettantisch und weltfremd. Für mich besteht nicht der geringste Anhalt zu einem Zweifel an der Redlichkeit, der Gewissenhaftigkeit und dem guten Willen der Richter. Von den fünf Richtern bin ich mit 3 Richtern - teilweise aus gemeinsamer Arbeit - persönlich gut bekannt. Aber dies vermag mich nicht daran zu hindern, meine Meinung mir darüber zu bilden, was nach meiner Auffassung objektiv von einer solchen Urteilsbegründung zu halten ist. Sie ist so erschreckend, dass sie geradezu ein Beispiel dafür bilden kann, wie man als Richter nicht argumentieren sollte. Sie zeigt, wie sehr es bei uns an einer Vorbildung für Kriminal-Psychologie, für Lebensverständnis und für die rechtsstaatlichen Grenzen einer Urteilsfindung fehlt. Nicht nur sind die Gedankenschlüsse ungeeignet, ihre Folgerung zu tragen, sondern das Gericht hat sich auch leider mit wesentlichen Tatsachen, die es selbst, feststellte, nicht auseinandergesetzt. Ich gehe hierbei von den eigenen Feststellungen des Gerichts aus. Nach seiner für mich maßgeblichen Feststellung (während die Wertung nicht verbindlich, sondern der Kritik unterworfen ist) hat John

1. seinen Übertritt in keiner Weise vorbereitet,
2. kein einziges Geheimnis drüben verraten, obgleich ihm wichtige Geheimnisse bekannt waren ,
3. niemals seine Frau aufgefordert, ihm nachzufolgen und
4. ist er zurückgekehrt.

Gegenüber diesen vom Gericht selber festgestellten Tatsachen verblassen seine vermeintlichen " Indizien" völlig. So ist es mir z.B. unbegreiflich, wie überhaupt daraus irgendein Schluß gezogen werden könnte, dass John angeblich auf Wohlgemuth nicht böse ist. Eine derartige Erwägung ist doch einfach lächerlich. Besonders erschüttert mich die vom Gericht ange-stellte Überlegung, die es sogar für entscheidend hält, John habe bei seiner Frau, die er liebe, brieflich um Verständnis für seinen Schritt geworben. Hieraus kann man nicht nur, sondern muss man zwingend die entgegengesetzte Folgerung ziehen,

wie das Gericht. Falls John unfreiwillig in die Zone gebracht wurde, so musste ihm für ein menschliches Fühlen alles, aber wirklich auch alles daran gelegen sein, seine Frau geradezu anzuflehen, nicht an ihm irre zu werden, sondern ihm zu vertrauen und ihm zu glauben, dass es irgendwelche Gründe für dieses Unbegreifliche gebe. Ich bekenne, dass jede andere Art der Psychologie es einfach an Menschlichkeit fehlen lässt.

Weiterhin will ich jedoch unterstellen, dass alles richtig ist, was das Gericht glaubt, als Folgerungen aus Indizien in tatsächlicher Hinsicht ziehen zu müssen. Selbst dann ist und bleibt das Urteil ein Unrecht, das mein Rechtsbewusstsein bis in die Wurzeln hinein erschüttert. Das Gericht wertet zwei Behauptungen Johns als Geheimverrat. Die eine Behauptung ist die, dass John drüben gesagt haben soll, es gebe eine politische Geheimabrede zum EVG -Vertrag, die seinen aggressiven Charakter vereinbare. Die andere Behauptung ist die, der Gehlen-Dienst habe ich Frankreich Spionage getrieben, um eine militärische Hegemonie Westdeutschlands über Frankreich vorzubereiten. Beide Behauptungen wertet das Gericht als Geheimnisverrat, weil der tatsächliche Inhalt, falls er wahr gewesen wäre, ein Staatsgeheimnis bedeutet hätte. Das ist ungeheuerlich. Denn die wesentlichste Entscheidung bei der Verabschiedung des 1. Strafrechtsänderungsgesetzes, durch das die hier angewandten Strafvorschriften wegen Geheimnisverrates geschaffen wurden, war die, dass es, wie Art. 100 Abs. 3 StGB klarstellt, kein illegales oder verfassungswidriges Geheimnis als ein rechtserhebliches und schutzbedürftiges Staatsgeheimnis geben kann. Im bewussten Gegensatz zur Rechtsprechung des Reichsgerichts während der Weimarer Zeit hat sich im Bundestagsausschuss für Rechtswesen und Verfassungsrecht sowie im Bundestage selber Einmütigkeit darüber erzielen lassen, dass es zum materiellen Begriff des strafrechtlich gesicherten Staatsgeheimnisses gehört, ein verfassungsgerechtes Geheimnis zu sein. Würde es nun die von John drüben

behauptete politische Geheimabrede über einen angeblich aggressiven Charakter der EVG gegeben haben, so hätte ein solches Geheimabkommen unter gar keinen Umständen ein Staatsgeheimnis sein können. Denn ein solches Geheimnis wäre nicht nur unvereinbar mit Artikel 59 GG gewesen, der ausschließlichen Zuständigkeit des Herrn Bundespräsidenten zur völkerrechtlichen Vertretung sowie dem Erfordernis eines von den gesetzgebenden Körperschaften zu beschließenden Vertragsgesetzes, sondern es hätte auch mit Artikel 26 GG, dem verfassungskräftigen Verbot eines Angriffskrieges, in Widerspruch gestanden. Infolgedessen wäre ein solches Geheimnis als verfassungswidrig nicht nur nicht schutzwürdig gewesen, sondern jedermann hätte sogar die Verpflichtung gehabt, es an die größte Glocke zu hängen. Dasselbe gilt aus entsprechenden Überlegungen rechtlicher Art für die angebliche Tätigkeit des Gehlen-Dienstes. Auch sie wäre rechtlich nicht schutzwürdig gewesen, weil es unserer freiheitlich-demokratischen Grundordnung, den Zuständigkeiten des Bundestages sowie den Artikeln 24 und 26 GG schlechterdings widersprochen hätte, die Tätigkeit eines Geheimdienstes zuzulassen, die auf eine militärische Vorherrschaft Westdeutschlands in Europa gerichtet gewesen wäre. In Betracht kommt, dass John wegen Verunglimpfung der Bundesrepublik hätte verurteilt werden müssen, soweit ihm nicht Notstand zuzubilligen ist. Aber eine Verurteilung wegen Geheimnisverrats ist schlechterdings nicht diskutabel und verletzt den entscheidenden Rechtsgedanken des 1. Strafrechtsänderungsgesetzes in seinem Kern. Nach meiner Ansicht kann es hierüber eine Meinungsverschiedenheit überhaupt nicht geben.

Abschriften dieses Briefes übermittle ich gleichzeitig dem Herrn Bundesminister der Justiz, Herrn Oberbundesanwalt Güde sowie Herrn Rechtsanwalt Dr. Caemmerer.

Mit verbindlichsten Empfehlungen bleibe ich
Ihr stets sehr ergebener

Dr. Adolf A. ...
...

25. 1. 1937

Zur ...
...

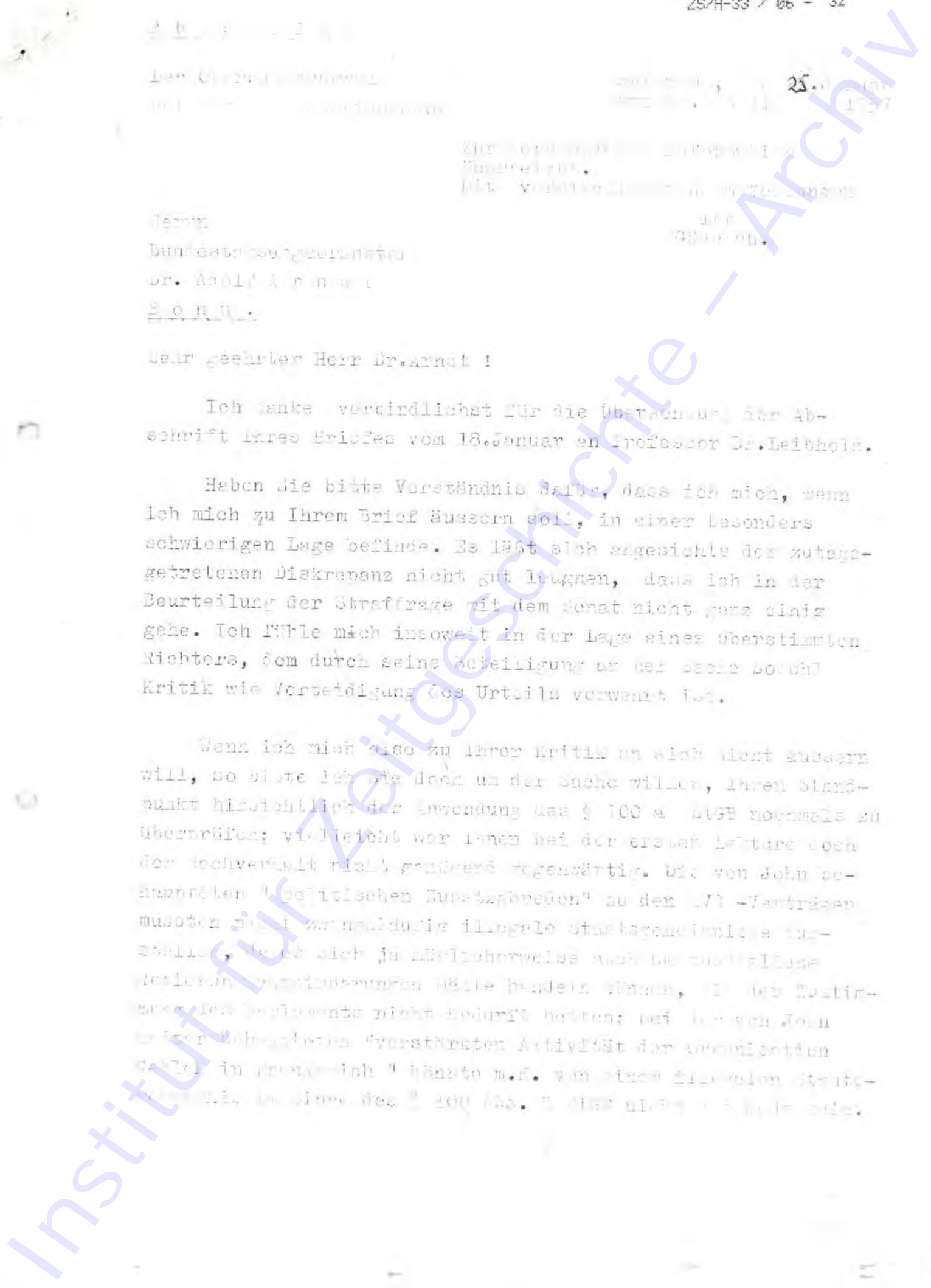
Bundesstaatsanwaltschaft
Dr. Adolf A. ...
S. O. H. U. .

Sehr geehrter Herr Dr. Arnst !

Ich danke verbindlichst für die Übermittlung der Abschrift Ihres Briefes vom 18. Januar an Professor Dr. Leibholz.

Haben Sie bitte Verständnis dafür, dass ich mich, wenn ich mich zu Ihrem Brief äußern soll, in einer besonders schwierigen Lage befinde. Es läßt sich angesichts der zutagegetretenen Diskrepanz nicht gut leugnen, dass ich in der Beurteilung der Straffrage mit dem Senat nicht ganz einig gehe. Ich fühle mich insoweit in der Lage eines überstimmt. Richters, dem durch seine Beteiligung an der Sache sowohl Kritik wie Verteidigung des Urteils vorzuentwerfen ist.

Wenn ich mich also zu Ihrer Kritik an sich nicht äußern will, so bitte ich Sie doch um der Sache willen, Ihren Standpunkt hinsichtlich der Anwendung des § 100 a StGB nochmals zu überprüfen; vielleicht war Ihnen bei der ersten Lektüre doch der Sachverhalt nicht genügend gegenwärtig. Die von John bezeichneten "politischen Zusammenhänge" zu den NW-Verträgen mussten wohl zurechnend illegale Staatsdienliche Interessen, da es sich ja schließlich um die Verwirklichung von Staatsinteressen hätte handeln können, die der Zustimmung des Parlaments nicht bedürftig waren; bei John ist seinerzeitigen "verstärkten Aktivität der Organisation" in der "in der ... " hätte m.E. was eines illegalen Staatsdienlichen Interesses des § 100 a StGB nicht zu sehen sein.



Ich bin aber ernstlich beunruhigt durch den Maß der straf-
selbstständig bewegt sich nun der Gedanke, ob zu ge-
genwärtiger Zeit nicht im Gnadeweg eine Milderung der für mein
Laminden harten Strafe erreicht werden könnte. An diese
Frage heranzutreten, wird sowohl für den Herrn Bundespräsi-
denten wie für den Herrn Justizminister nicht leicht sein.
Es wird aber, fürchte ich, umso schwerer werden, je heftiger
die öffentliche Meinung sich um dieses Urteil entzweit.

Ich verkenne nicht Ihr Bedürfnis und nicht Ihre Legiti-
mation, sich mit einem Urteil, das Sie für ungerecht halten,
kritisch zu befassen. Aber ich bitte um Ihr Verständnis, wenn
ichv Sie auf meine eigenen Zweifel und Bedenken hinsichtlich
des Zeitpunktes und des Maßes in dieser Kritik hinweise.

Ich habe mir erlaubt, eine Abschrift dieses Briefes
Herrn Professor Dr. Leikholz und Herrn Rechtsanwalt Dr. Caem-
merer zu ihrer Inforamtion zu übersmitteln.

Mit verbindlichsten Empfehlungen Ihr
sehr ergebener

gez. F ü d e

Abschrift!

Dr. Adolf A r n d t

den 26. Januar 1957

Dr. A/K.

Herrn

Oberbundesanwalt G ü d e

K a r l s r u h e

Bundesgerichtshof

Sehr vehrter Herr Güde !

Ihr Schreiben vom 25. Januar verpflichtet mich zu Dank. Mein Brief vom 18. Januar an Herrn Professor Dr. Leibholz ist nicht für die Öffentlichkeit bestimmt. Ich habe also darin meine Kritik nicht öffentlich geübt. Auch weiß Herr Rechtsanwalt Dr. Caemmerer, daß mein Brief nicht vervielfältigt und insbesondere nicht dem Herrn Bundespräsidenten zur Kenntnis gebracht werden darf.

Bei der mündlichen Urteilsverkündung sind nach dem Gesetz die wesentlichen Gründe öffentlich bekanntzugeben. Gerade diese Bekanntgabe wendet sich also an die Öffentlichkeit, der in der Regel ja auch die schriftlichen Gründe nicht zur Kenntnis kommen. Ein Gericht wird sich daher beim Wort nehmen lassen müssen, dass die mündlich verlautbarten Gründe das Wesentliche enthalten. Dies muß um so mehr gelten, wenn nach einem großen Prozess eine Frist von Tagen für die Abfassung der mündlichen Gründe zur Verfügung stand und diese Gründe offensichtlich vorher schriftlich niedergelegt wurden. Das zwingende Erfordernis der Öffentlichkeit für eine mündliche Bekanntmachung der wesentlichen Urteilsgründe würde seinen Sinn verlieren, falls man eine Kritik daran nicht anknüpfen dürfte.

Von meinem Standpunkt zu § 100 a StGB vermag ich nicht abzugehen. Ich habe nicht gesagt, dass Herrn John der Rechtfertigungsgrund des § 100 Abs. 3 StGB zugute kommen könnte. Bei § 100 Abs. 3 handelt es sich um einen subjektiven Rechtfertigungsgrund nach Art des § 193 StGB. Auch dann also, wenn ein Abgeordneter sich tatsächlich oder rechtlich über das Bestehen eines Sachverhalts oder dessen rechtliche Qualität als Geheimnis irrt, soll er unter den Voraussetzungen

des § 100 Abs. 3 gerechtfertigt sein. Das steht hier nicht zur Debatte. Aus § 100 Abs. 3 ergibt sich jedoch, dass es zum Rechtsbegriff des Staatsgeheimnisses gehört, ein verfassungsgerechtes Geheimnis zu sein, ein verfassungswidriger Sachverhalt dagegen nicht schutzwürdig ist und deshalb unter keinen Umständen in Betracht kommt. Hierüber habe ich mit Herrn Bundesrichter Jagusch eingehend Besprechungen und auch einen Briefwechsel gehabt, was dazu führte, daß Herr Bundesrichter Jagusch seine Auslegung im Leipziger Kommentar revidierte. In der 160. Sitzung des Bundestages am 11. Juli 1951 (Sten.Ber. S 6480 A) habe ich diesen Rechtsgedanken, der eine einhellige Meinung wiedergab, dadurch zum Ausdruck zu bringen versucht, dass es in einer parlamentarischen Demokratie keine andere Staatsraison gibt als die Verfassung. Meine Ausführungen während der 2. Lesung in der 158. Sitzung am 9. Juli 1951 (Sten.Ber. S 2325 C) beziehen sich auf die damalige Fassung der Vorlage vor der interfraktionellen Verständigung sowie vor der in der 3. Lesung beschlossenen Abänderung. Der kommunistische Abgeordnete Fisch hat dann am Schluß der 3. Lesung (Sten.Ber. S 6485) noch einmal versucht, die Behauptung aufzustellen, daß angeblich auch ein verfassungswidriger Sachverhalt als Staatsgeheimnis bewertet werden dürfe und geheimzuhalten sei. Dazu habe ich an derselben Stelle bemerkt:

" Nur damit nicht ein Richter auf den Gedanken kommt, die Bemerkungen des Herrn Abgeordneten Fisch als Material bei der Auslegung zu verwenden, möchte ich feststellen, daß diese Ausführungen in keiner Weise den Absichten und Gedanken der Antragsteller entsprechen."

Ich muß deshalb dabei bleiben, daß als Staatsgeheimnis strafrechtlich nur zu bewerten und zu schützen ist, was mit der Verfassung im Einklang steht.

Nach den Feststellungen des Bundesgerichtshofs soll John behauptet haben, daß es zum EVG-Vertrag politische Zusatzabreden gebe, sogar solche, durch die ein aggressiver Charakter des Vertrages festgelegt würde. Der Bundesgerichts-

hof hat besonders betont, daß die angeblichen Geheimabreden eben wegen des von ihnen behaupteten politischen Charakters als Staatsgeheimnisse zu werten seien. Darum ist es nicht möglich, daß es sich bei angeblich politischen Abreden nur um Regierungsvereinbarungen hätte handeln können, die einer Zustimmung des Parlaments nicht bedurft hätten.

Von einer Aktivität der Organisation Gehlen in Frankreich war längst vor dem Fall John die Rede. Das stand in den Zeitungen. John kann es also nicht erfunden, sondern nur verbreitet habe. Der Bundesgerichtshof hat jedoch mehr festgestellt als nur eine Behauptung John's über eine Aktivität der Organisation Gehlen in Frankreich. Er hat die Behauptung John's festgestellt, dass diese Aktivität eine militärische Vorherrschaft Deutschlands über Frankreich und Europa vorbereiten wollte und sollte. Eine derartige Aktivität wäre nach Art. 26 GG verfassungswidrig.

Ich vermag mich daher nicht davon zu überzeugen, daß nach der in der 3. Lesung des Ersten Strafrechtsänderungsgesetzes auf Grund interfraktioneller Verhandlungen vorgenommenen Neufassung der Verratsbestimmungen ein verfassungswidriges Geheimnis strafrechtlich ~~als~~ ^{als} schutzwürdig anzuerkennendes Staatsgeheimnis bedeuten kann. In der Erfindung eines solchen angeblichen Geheimnisses wird daher nur eine Staatsverunglimpfung zu erblicken sein. Diese Diskussion überzeugt mich erneut, daß die Vorschriften des Ersten Strafrechtsänderungsgesetzes sehr unglücklich gefaßt sind und daher dringend einer Revision bedürfen.

Abschrift dieses Briefes übermittle ich gleichzeitig mit der Bitte um vertrauliche Behandlung Herrn Bundesverfassungsrichter Professor Dr. Leibholz und Herrn Rechtsanwalt Dr. Caemmerer.

Mit verbindlichsten Empfehlungen
Ihr sehr ergebener

An den
Herrn General Bundesanwalt Dr. Nebmann
beim Bundesgerichtshof
D - 75 Karlsruhe

Igls, den 19. 2. 57

Sehr verehrter Herr General Bundesanwalt!

Während des Strafverfahrens gegen mich beim Bundesgerichtshof im Jahre 1956, Aktenzeichen 2 ST E15/56, ist auch ein Ermittlungsverfahren gegen mich wegen angeblichen Verrats der V-Waffenproduktionsanstalt Peenemünde anhängig gewesen.

Die Anzeige soll damals von einem Mitarbeiter aus Peenemünde erstattet worden sein, der bei dem Angriff auf Peenemünde der englischen Luftwaffe angeblich ein oder beide Beide verloren hat.

Ich bin seinerzeit von den Anschuldigungen nicht in Kenntnis gesetzt worden und auch zu der Beschuldigung nie persönlich gehört worden.

Unter dem Aktenzeichen 2 BJs 81/56 habe ich mit dem Datum 4. Juli 1957 in der Strafanstalt Münster in Westfalen den Bescheid erhalten, von dem ich eine Kopie beifüge.

Ich bitte um Aufklärung von wem seinerzeit die Strafanzeige erstattet wurde und warum ich dazu nie gehört worden war. Der Grund meines Anliegens besteht darin, daß inzwischen durch englische Publikationen offenbar wurde wie die R.A.F. seinerzeit Kenntnis der Geheimanlage von Peenemünde erhalten hat, und zwar

- A) durch die amtliche Publikation: Royal Air Force 1939-1945, vol.III The Fight is Won by Hilary St.George Saunders, HMSO, London 1954, Kapitel VII Flying Bombs und Rockets.
- B) durch die Publikation von "Martin Middlebrook: The Peenemünde Raid", Verlag Allen Lane, London, Kapitel III "The Intelligence Hunt". Darin ist eine ausführliche Darstellung darüber gegeben wie die R.A.F. seinerzeit die Anlagen von Peenemünde erkundet hat, nachdem sie zu allererst durch ein Gespräch zwischen den Generälen von Thoma und Cruewell, das in ihrer Gefangenschaft abgehört worden war, von Peenemünde und seiner Bedeutung als V-Waffenproduktionsanstalt Kenntnis bekommen hat.

Hochachtungsvoll

DER GENERALBUNDESANWALT
BEIM BUNDESGERICHTSHOF

2 BJs 81/55

1500 Karlsruhe 1, den 4. März 1983
Herrenstraße 45a
Postfach 7720
Fernsprecher (0721) 159-0
Durchwahl 159-

Herrn
Dr. Otto John
Hohenburg

A-6080 Igls-Tirol

Betrifft: "Peenemünde"

Bezug: Ihr Schreiben - ohne Datum -

Sehr geehrter Herr Dr. John,

die gegen Sie im Jahre 1956 erhobene Beschuldigung des Totschlags durch angeblichen Verrat der Versuchsanlagen von Peenemünde ging letztlich auf Presseveröffentlichungen zurück. Zur Benennung des Anzeigerstatters sehe ich bei Abwägung der Interessenlage mit Rücksicht auf den Zeitablauf keine Veranlassung (Nrn. 185 Abs. 5 und 188 RiStBV).

Bei den Ermittlungen stieß man auf die auch von Ihnen zitierte amtliche Darstellung der Royal Air Force. Damit war die gegen Sie erhobene Beschuldigung entkräftet. Ihre Vernehmung als Beschuldigter war bei dieser Beweislage nicht mehr erforderlich. Das Ermittlungsverfahren konnte daher unverzüglich eingestellt werden.

Hochachtungsvoll

Im Auftrag

Kunz
(Kunz)

KOPIE
angefertigt

HOFENBURG
A. 6080 Igls-T
Tel landbruc 72230

EINGETRAGEN			
1 03.34 00793			
AK			

den 16. März 1984

Sehr geehrter Herr Dr. Auerbach,

Herr Alexander Szombati,

der in Le Monde den Ihnen bekannten Artikel über mich im
vorigen Herbst publiziert hat, hat mir eine Kopie Ihres
Briefes vom 19.12. 83 an ihn geschickt, in dem Sie sich
in einem für mich erfreulichen Sinn zu meiner Verurteilung
durch den SGJ geäußert haben, auch mit einem Hinweis auf
die gleich gestimmte Ansicht von Herrn Professor Kraus-
nick. Herzlichen Dank dafür!

Die Hintergründe meiner Verurteilung sind mir erst auf-
gegangen, insb. der böartigen Verdoppelung der von Dr. Güde
beantragten Strafe, nachdem ich Kenntnis bekommen hatte
von einem ganz schlimmen Artikel über mich im Stern, der be-
reits acht Tage nach meiner Verschleppung publiziert wurde.
Die Unterlagen darüber und meinen Schriftwechsel mit der
Stern-Redaktion schicke ich mit gleicher Post als Drucksa-
che in der Annahme, dass diese für Sie von Interesse sind,
Bzw. insb. auch für das Institut.

Herrmann hat es nicht für, notwendig gehalten, mir zu
antworten- und die Redaktion behauptet, nicht mehr ausfindig
machen zu können, wer den Artikel verfasst hat und wer der
angebliche Colonel Shapiro ist. - Leider bin ich machtlos.

In österreichischen Journals sah ich die Diskussion über
die sog. Hitler Tagebücher, auch Herrn Professor Krausnick.
Es ist und bleibt unverständlich, wie Trevor Roper - Lord
Dacre - auf den Schwindel reinfallen konnte. Ich kenne ihn
mann gut. Er hat auch das Vorwort zu meiner Buch 'Zweimal
kam ich heim' geschrieben, was Ihnen wahrscheinlich bekannt
ist. Als ich das letzte mal im vorigen Jahr zum Besuch un-
serer Kinder in London war, habe ich Trevor Roper, der jetzt

in Cambridge Master of Peterhouse Collige ist, angerufen. Er versprach, mich in London zu treffen, blieb aber aus, sicherlich, weil er nicht mit mir über die Hitler Tagebuch Affäre sprechen wollte.

Remer hat im vorigen Jahr - wie Sie aus den Ihnen zugehenden Unterlagen sehen werden eine infame Verunglimpfung des Widerstands im allgeinen und gegen mich und den 20. Juli im besonderen publiziert. Ich hatte beim Oberstaatsanwalt des Landgerichts München Anzeige erstattet und Strafantrag gestellt wurde aber abgewiesen. Wenn es Sie interessiert, schicke ich Ihnen Kopien.

Mit freundlichen Grüßen, auch an Herrn Professor Kratsnick

Ihr
Gumpel

Martin Middlebrook

**THE
PEENEMÜNDE
RAID**

The Night of 17-18 August 1943

Allen Lane

By the same author

The First Day on the Somme

The Nuremberg Raid

Conroy

BattleShip (with Patrick Mahoney)

The Kaiser's Battle

The Battle of Hamburg

The Bruckshaw Diaries (edited)

Published by the History of Boston Project

Boston at War

The Catholic Church in Boston

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Dornberger and von Braun did not ask for forced workers to be sent to Peenemünde although, when they requested more manpower, they knew that such men would be sent. The middle and lower ranks of the establishment had no say in the matter at all. Finally (in the absence of testimony from the men in the concentration-camp unit), it can be said that, while accommodation and food for the foreigners was basic and sometimes poor, there was no actual starvation and no evidence of unnecessary hardship or brutality.

So the eye of the R.A.F. raid found the establishment at its peak, with the German staff, their families, and the growing army of foreigners possibly numbering 17 20,000 souls. The security cordon had been extended seven miles further south to an ideally narrow neck of sand dunes astride the road and railway leading to Peenemünde from the south. This new barrier was manned by S.S. men; a second checkpoint had been established at the drawbridge over the river Peene at Wolgast. Except for these two entrances, the new security zone was completely surrounded by water. The inhabitants of the dormitory coastal villages and the inland farming villages on the 'island' had not been evacuated, but the original inner security fence and checkpoint kept them out of the most secret area.

Security was so tight that one soldier had no idea what was being made at Peenemünde until he had been there for three days. All arriving servicemen had to take a second soldiers' oath, swearing to keep absolute secrecy about the establishment on his visits home. All letters were censored. Those people who lived just outside the cordon had only the vaguest idea of what was happening. A sailor at the naval Flak school at Ueckritz, four miles from the boundary, says that security measures were encountered 'auf Schritt und Tritt' - 'at every step'. Another man nearby said that, 'keine Maus kam rein und raus' - 'not even a mouse came in and out.' The rest of Germany was now hearing a lot from Propaganda Minister Goebbels about the new 'wonder weapons' with which Germany was going to repay the Allies for the bombing of German cities and turn the tide of the war, but V-1s, V-2s and Peenemünde were never mentioned. One secretary says that, if she had told her parents at home in another part of Germany, 'they would never have believed me; they would have thought I was crazy!'

NOTES

1. Jozef Garlinski, *Hitler's Last Weapons*, p. 39.
2. *Studien zur Geschichte der Konzentrationslager*, Stuttgart, 1970, p. 159.

The Intelligence Hunt

British Intelligence was too slow in discovering what was happening at Peenemünde.

This bald statement will cause anger in some quarters: I hasten to add that it is made only with all the benefits of hindsight which the post-war researcher enjoys. No criticism is intended of those who had to conduct intelligence affairs under the pressure of those wartime years; but the cold, dispassionate judgement must be that the success of the various intelligence agencies came dangerously late.

This chapter shakes no claim to cover the entire V-weapons intelligence hunt but merely to present the background to the R.A.F. raid on Peenemünde. The story is unlikely to be complete. Certain participants in the search have published their stories, in quite proper manner, but the nature of intelligence work and of the people who take part in it often leads to the erratic release of information: the agencies - and sometimes the personnel involved - often lie low long after the strict needs of security have been satisfied. It is no detraction from the good work of those whose part has been publicized to suggest that there were probably other resourceful people in the background of whom little will ever be heard.

The story starts in Oslo immediately after the outbreak of war. The British Naval Attaché there received an anonymous letter which offered to supply German technical secrets. No money was requested; the British were only asked to signify their willingness to receive the information by making a small alteration in the presentation of the regular B.B.C. news broadcast to Germany. The change was made and a small packet was immediately dropped through the Attaché's letter box. The contents were in London by 4 November 1939. Scientific intelligence experts who examined the material found a bewildering array of information including brief details of large, long-range rockets being tested at Peenemünde, a place easily found on pre-war German maps.

So rich and varied was the information provided in what became known as 'The Oslo Report' that there were suspicions that it had been planted by the Germans to induce the British to waste valuable

intelligence resources. It was several years before it was confirmed that most of the information was genuine, based on weapons definitely being developed in Germany at that time. The mysterious donor never reappeared. It has been suggested that he may have been Dr Hans-Heinrich Kummerow, a Communist anti-Nazi who was later arrested by the Gestapo and died in their hands in the autumn of 1943, but there has never been any proof.¹ Whoever it was, his idealism was wasted as far as the rocket information was concerned. No British intelligence agency attempted to follow up the report, and Peenemünde was not heard of again for more than three years.

In December 1942 further information arrived in London, this time from Stockholm. A Danish chemical engineer working in Berlin had overheard a professor from the Berlin Technical High School talking to a German engineer about a rocket being tested near Swinemünde which contained five tons of explosive and had a maximum range of 200 kilometres. The German professor's foolish gossip was followed a month later by a report from 'a reliable neutral source' referring to Peenemünde by name, to the test firing of rockets, and to a new factory for the production of secret weapons. Even this was not enough to trigger off a full-scale intelligence effort. It was not until late in March 1943, following the now-famous conversation, in a room wired for sound, between two senior German prisoners-of-war, Generals von Thoma and Cruewell, former colleagues in the North Africa campaigns, that British Intelligence finally woke up to the danger posed by Peenemünde and its rockets. The German generals had been recruited in a camp on the outskirts of London after a long separation, and von Thoma, who apparently knew something about the German rocket programme, expressed surprise that they had heard no explosions and that the rocket attack on London had not yet commenced.

It would be easy to criticize that delay of more than three years between the receipt of the Oslo Report and the all-out effort which now started on Peenemünde, but there are two mitigating factors: there were fears in those years of numerous secret weapons of a nature so technically advanced that their existence must have been considered improbable; and moreover, Britain's intelligence resources in these early years were limited and hard pressed. The academic judgement must consider, however, that the large establishment at Peenemünde had been working for nearly five years before close attention was finally directed to it in the spring of 1943, despite the specific mention of Peenemünde and rockets in the Oslo Report received in 1939. During this time, the V-2 had been designed and successfully test fired and was now being prepared for mass-production. Those responsible for keeping Germany's secrets had served Peenemünde well.

There now followed even further delays and an unfortunate example of inter-departmental jealousy. The earlier rocket reports had all been sent to the intelligence branches of both the Army and the R.A.F. There was an understandable difficulty over responsibility. Were rockets an aviation matter and the province of the R.A.F., or were they missiles, of concern to the Army? Whatever the answer, neither service seems to have realized the extreme danger until they read the transcript of the conversation between Generals von Thoma and Cruewell. It was the Army's intelligence branch which decided to take the initiative of reporting their fears to the highest authority. The warning thus travelled through the various levels of purely Army responsibility, then to the joint services staffs. It finally reached the Prime Minister twenty-three days from the date of the conversation between the two German generals.

The matter had come into the hands of the Joint Chiefs of Staff, the senior officers of Britain's three services. This body acted with commendable speed. After consultation with the War Cabinet Secretariat, they recommended – such was the danger and urgency of the matter – that a single person from outside the various existing intelligence bodies should be appointed to oversee and co-ordinate all the effort now being directed into the German rocket programme, reporting his findings direct to the War Cabinet for decision and action. The man they had in mind was Mr Duncan Sandys, M.P. Within the day, the Prime Minister had agreed. The date was 15 April 1943.

Duncan Sandys, thirty-five years old and a pre-war M.P., must have seemed the ideal person for the task. He had been the commander of Britain's first experimental anti-aircraft rocket unit until a motor accident severely injured his feet and he was invalided from the Army. He later returned to the House of Commons, and soon became Joint Parliamentary Secretary at the Ministry of Supply. The fact that he was also Winston Churchill's son-in-law did not detract from his personal ability. But the appointment did not meet with universal approval: Viscount Cherwell (Professor Lindemann), accepted at that time as being the top scientific adviser to the Prime Minister and to the War Cabinet, seems to have dissented. He is said not to have liked Sandys personally, and records clearly show that he did not believe the Germans were as far ahead in rocketry as to pose any serious danger to Britain. Another objector was Doctor (later Professor) R. V. Jones, the head of the scientific section of the Air Ministry's Intelligence branch. In his book, *Most Secret War*, Jones makes no secret of his intense disappointment that his department was not to be allowed to pursue the rocket investigation alone, claiming that he already had matters 'in hand' and that 'our qualifications were

much better'. Also, he says, 'It didn't occur to the Chiefs of Staff that they already had a Scientific Intelligence component inside their organization' – by which he means his other position as Head of the Scientific Intelligence of M.I. (Military Intelligence) 6. One can understand his disappointment; yet it must be remembered that, although his department had received all the rocket and Peenemünde intelligence mentioned in the early part of this chapter, there is no evidence in his own book that his department went into top gear until after the conversation between the two German generals alerted everyone. It should also be said that Jones was soon to prove that he had something equally valuable to offer as part of the wider Sandys organization.

Mr Sandys and his staff quickly got down to the task of collecting as much new information as possible about German rocket development as well as examining all previous reports.³ Three German prisoners of war who were believed to be willing to talk about their country's secret weapons were interrogated thoroughly. The first two – a 'tank expert' captured in the Middle East who provided no less than fifty-nine paragraphs of material, and a Luftwaffe pilot – produced evidence which, with hindsight, seems to be little more than fantasy. But the third German prisoner, more senior, certainly mentioned a long-range, liquid-propelled projectile being developed in the Peenemünde area. On 23 June, a report arrived from 'a well placed official in a technical department of the German Army High Command' telling of 'a secret weapon to be used against London ... an air mine with wings, long distance steering and a rocket drive', but the further information that the weapon was 'launched from a catapult' must have confused Mr Sandys. Two more reports from Germans – a 'Mr George, an A-One source', and a refugee engineer who had left Germany in 1938 – contained little useful information, although 'Mr George' again mentioned Peenemünde as the place where secret weapons were being developed. The truth is that security was so tight that little reliable rocket information ever came from purely German sources, although Peenemünde was constantly being mentioned as the location of secret work.

The Public Record Office document does not reveal the nationality of the informant who in March passed on the important fact that Peenemünde was a German Army establishment and gave accurate details of the V-2's dimensions and main features and of its 1942 test firings. It is noted only that the report came from 'a most reliable and expert source which has provided most valuable information over a long period' and that it emanated from the indiscretion of workers at

Peenemünde. The mystery rivals that of the identity of the earlier donor of the Oslo Report. What stories of wartime spying remain untold!

Further success was achieved by the many willing nationals of German-occupied countries who were able to send fragments of information to London. The Polish Resistance headquarters in Warsaw passed on several reports originating from compartments in the labour camps at Peenemünde, and further information came from Danish fishermen in the Baltic. These reports were not very specific, but again they pointed the finger of suspicion at Peenemünde. It was another occupied country, however, that provided some of the best information. The Germans had decreed that the inhabitants of Luxembourg – a tiny country with distant German roots – were to revert to German citizenship and that the men were liable for conscription both for military service and for labour service just as though they were ordinary Germans. So it was that a party of Luxembourgers were sent to work at Peenemünde in 1942. When their normal term of civilian labour service was completed, the Germans, rather foolishly, allowed them to return home. Their reports, which eventually reached London, were among the most useful to pass through the hands of the Sandys investigation.

After the R.A.F. raid on Peenemünde had taken place, the Germans are believed to have held an inquiry and to have decided that some of the Frenchmen working there had been passing information out of the camp and somehow getting it to England. I have found no firm evidence for this German suspicion, but an interesting incident did occur in the early morning of 16 August 1943, less than forty-eight hours before the raid. An R.A.F. Lysander landed on a field fifty miles north-east of Paris and dropped off two agents for French Resistance groups; of three others picked up for the return flight to England, one carried 'a detailed report of the top secret V-weapon rocket development at Peenemünde'.⁴ It is not known whether this message came from Frenchmen at Peenemünde or from Luxembourg via France. It is in any case sheer coincidence that it reached England just before the RAF raid.

The people of London and southern England and other places eventually attacked by the V-2 have much cause to thank the brave people who sought out fragments of information about Peenemünde, and those who ensured that it reached Britain. The French agent who brought the report by Lysander was Commandant Léon Faye. One month later Faye landed in France again, but was soon captured. Although he escaped from Gestapo Headquarters in Paris during an air-raid alert, he was soon taken again, and he eventually died in

captivity. There were probably others who helped to send intelligence to Britain and who later gave their lives. For those who received and processed the Peenemünde information, it was work of the most interesting and stimulating nature; but for the men and women engaged in obtaining it, it was a cold, dangerous, deadly game.

In the end, it was the R.A.F. and that versatile aircraft, the De Havilland Mosquito, which gave Mr Sandys conclusive evidence of what was happening at Peenemünde. The Germans may have chosen one of the most remote parts of their country for their secret work and they may have kept security as tight as a drum. Foreign workers may only have been able to catch glimpses of half-understood devices; agents could only report random and often misleading conversations. Prisoners of war may have had a little fun deliberately misleading their questioners. But the Luftwaffe was unable to prevent R.A.F. reconnaissance aircraft from flying over and taking photographs. These photographs eventually sealed Peenemünde's fate.

The task of photographic reconnaissance was allocated to A Flight of 540 Squadron; their airfield, at Leuchars on the east coast of Scotland, looked across a bay to the famous golf course at St Andrews. Peenemünde was 700 miles away. This small unit had been at Leuchars for several months. Its regular patrol area was Norway; Denmark, the Baltic and the north German coast beyond Rostock; areas further south were covered by 540 Squadron's main base at Benson in Oxfordshire.

Flying Officer Mike Hodsmann, the officer responsible for intelligence and 'first phase' interpretation at Leuchars, remembers the special requests received at that time. (Because the large islands of Rügen and Bornholm were also suspected, these places also had to be photographed as well as the much smaller Peenemünde area.)

By late April and into May, a considerable interest was appreciated from the rapid increase in job requests in the peninsula adjacent to Peenemünde. We pondered over the large factory area, the numerous rail spurs and a strange mini-amphitheatre-like earth-work. But it was the jobs coming in ordering cover of 'the whole of Rügen island' and, later, 'the whole of Bornholm' which stunned both the interpreters and the aircrews for, regardless of the advantages that height, speed and lightness conferred on distant daylight photographic reconnaissance sorties, a cardinal consideration in ensuring success was to avoid hanging about over one target. Here they were, being asked to do jobs requiring several parallel runs so as to positively invite interception and the fire of predicted Flak.

It shook us rigid; the flight commander was stunned and it naturally upset the crews.

When the flight commander, Flight Lieutenant Gordon Hughes, flew down to Benson to ask for some explanation of these unusual orders, he was allowed to return and explain in the strictest confidence to his pilots and navigators, in the words of Flying Officer Hodsmann, 'something of the almost incredible anxieties about the Peenemünde area.'

The flights were made. There were five sorties - on 20 May, 12, 21, 23 and 26 June - during the period of the Sandys investigation. Happily for the R.A.F. crews involved, their Mosquitoes were never fired upon by Peenemünde's Flak or caught by German fighters. There were no casualties, and many other areas were also usefully photographed. The frequent flights of the R.A.F. over Peenemünde caused much anxiety to the Germans on the ground, and the absence of Flak was, and still is, a cause of much annoyance to many people who were present but who did not realize that the Flak were under orders not to fire. One man at Peenemünde was talking about the R.A.F. flights to the captain of the Flak ship moored off Peenemünde; the captain said, 'I am afraid that one day they will come and bomb you.'

The story of how the Mosquito photographs were examined and the results interpreted has been told many times. The 12 June sortie - flown by Flight Lieutenant R. A. Lenton, MC (the Military Cross had been won in Crete) and Sergeant R. S. Haney - brought back a picture of a V-2 rocket lying horizontally on a trailer at Test Stand VII, but the interpretation officer on duty failed to recognize it for what it was. When Dr R. V. Jones, who had been disappointed when the main investigation had been taken out of his hands, was allowed to study the photograph a few days later, however, he did identify the object, thus achieving a major breakthrough. Further rockets were found after the next sortie to Peenemünde. (It is sad to have to record that none of the members of three of the four Mosquito crews which carried out the flights to Peenemünde survived the next six months. Flight-Sergeants E. P. H. Peek and J. Williams were killed over Holland on 24 September; Flight-Lieutenant Lenton and Sergeant Haney, who had brought back the first photographs of a rocket, died when their Mosquito was shot down by a German fighter near Trondheim on 26 October; and Flying Officers P. J. Hugo and M. L. H. Rose crashed at Benson airfield in January 1944.)

The R.A.F. photographs enabled Mr Sandys to conclude his in-

vestigation. Other benefits from the Mosquito flights included the production of an accurate map, showing every building at Peenemünde, which was made available to Bomber Command, and a scale model which helped in the planning of the subsequent raid. Valuable information was also gained about the German rocket-propelled fighter, the Messerschmitt 163, being test flown from Peenemünde airfield, although the V-1 flying bomb connection was not definitely established until much later in the year. It is interesting to note that at this time (and later) considerable photographic research was going on near the German-occupied Channel coast, where strange structures were being built in obvious connection with the secret weapons programme. An American official history states that no less than 40 per cent of all Allied photographic reconnaissance sorties between 1 May 1943 and 31 March 1944 was directed to German secret weapons, and that the staggering figure of more than 1,250,000 photographs was taken.⁵

As far as Peenemünde was concerned, those midsummer sorties of 1943 were all-important; but it should be noted again that the direction of interest there had come dangerously late. The R.A.F. had been making photographic reconnaissance flights over the Baltic since late in 1941. Peenemünde had been photographed in May 1942. Test Stand VII, from which V-2s had been fired since October 1942, had been interpreted as a testing area for the new kinds of explosive believed to be being manufactured in the two large halls (also photographed) in which V-2s were in fact being made. If the intelligence agencies in England had alerted themselves to Peenemünde earlier, the R.A.F. would almost certainly have brought back a photograph of a rocket earlier – but that is another judgement made with the luxury of hindsight.

Mr Sandys completed his investigation on 27 June, and it took only two further days to convene a meeting of the War Cabinet – actually of the Defence Committee (Operations) – at which he was invited to present his findings. It commenced at 10 p.m. in an underground conference room in Whitehall. Fortunately a full report of that late evening gathering – momentous for Peenemünde – is now available at the Public Record Office.⁶ All eight regular members of the Committee were present: Winston Churchill in the chair, Attlee (Deputy Prime Minister), Eden (Foreign Secretary), the three service chiefs of staff – Pound (Navy), Brooke (Army) and Portal (R.A.F.) – and Sir Hastings Ismay, Churchill's chief of staff. Among nine other people specially invited were Duncan Sandys, Lord Cherwell and Dr R. V. Jones.

Mr Sandys opened the discussion. He reported that his investiga-

tions led him to believe that the Germans had developed at Peenemünde a rocket – almost ready for use – with a range of up to 130 miles (the V-2's actual range was nearly 200 miles). Peenemünde was also the location of the facilities for its mass production. He did not share the opinion, held by some, that the whole thing was a hoax.

After answering a few minor points, Sandys had to listen to the views of Lord Cherwell, who had been sceptical from the start and who now thought that 'it would assist the committee if he put the arguments on the other side.' Basically, his case was that the Germans were not then capable of solving the technical problems of producing an operational rocket, and that the whole affair was a clever German bluff and a cover for a more realistic weapon, possibly a pilotless, jet-propelled aircraft-bomb. When he had finished, Dr Jones was invited to give his opinion. Despite the views of Cherwell, a senior man in the scientific world and once Jones's tutor, the younger man stated bluntly that he thought the rocket threat was a genuine one but that large-scale attack was not yet imminent.

The committee was, therefore, faced with a two-to-one opinion. Those others present whose comments were recorded all accepted that the rocket was either a certainty or, at the very least, a strong probability. The committee quickly made four main decisions and a number of minor ones. The first decision was that Peenemünde was to be attacked by the R.A.F. as soon as possible. The remainder of the business does not concern this book.

It is obvious that Air Chief Marshal Portal, Chief of the Air Staff, had already had preliminary talks with Duncan Sandys on the subject of such a raid. The idea of an attack by a small force of fast Mosquito bombers – presumably in daylight but not stated in the minutes – was rejected by the committee, not on account of the danger of heavy losses but because the bomb tonnage capable of being delivered was deemed insufficient. Everyone present realized that the first attack on the establishment had to succeed; the facilities could be swiftly dispersed by the Germans following an inconclusive raid. Peenemünde needed to be given the full strength of the R.A.F.'s mighty Bomber Command – nearly 800 heavy aircraft capable of carrying nearly two thousand tons of bombs. But there was a major difficulty: Bomber Command normally operated under cover of darkness, and the summer nights would not be long enough for concealment until early or mid-August. The committee decided that this delay – possibly up to six weeks – had to be accepted.

One possibility seems not to have been suggested by anyone. The United States Eighth Air Force stationed in Britain had 300 B-17 Flying Fortresses capable of reaching and bombing Peenemünde,

supposedly able to fly in formation and to defend themselves with their heavy armament against fighter attack. There were not yet long-range daylight fighter escorts available. An American raid could take place at once, and their daylight bombing in clear weather was more likely to be accurate than the R.A.F.'s night methods. An unescorted daylight operation as far as Peenemünde would have been a hazardous one, though it must be said that the Americans would soon be reaching out to targets on the Baltic Coast. On 25 July - three weeks before the R.A.F. could act - B-17s would attack an aircraft factory at Warnemünde, near Rostock, only seventy miles this side of Peenemünde. Also, during the day before the R.A.F. raid, the entire American B-17 force in England would make a much more dangerous flight to targets in southern Germany which lay much deeper in defended air space than did Peenemünde, which was only on the flank of the defences. It is quite possible that the Americans would have been willing to attack Peenemünde, and that they would - six weeks earlier - have achieved as much success as the R.A.F. were to do.

But there was one overriding reason why the Americans were not asked. All intelligence work so far had been in British hands, and the danger from the rocket was mainly to the civilian population of Britain. Peenemünde had been a British interest throughout. It is inconceivable that Britain's war leaders could have admitted that their own Air Force was not capable of bombing this target and that the Americans should be asked to take the risk of doing so instead. It is probable that the use of American bombers was never even considered.

That decision by the War Cabinet committee marked the end of the long intelligence search into Peenemünde and its rockets. The Sandys organization, though belatedly set up, had come to all the correct solutions in just two months, and its recommendations had been accepted. Peenemünde was now to be handed over to R.A.F. Bomber Command. It is worth recording that the proposed attack would have little relevance to the experimental work on the V-2, which was almost complete; if it were successful, however, a serious blow would be dealt to the rocket's production prospects.

NOTES

1. Józef Garliński, *Hitler's Last Weapons*, p. 31; this author acknowledges as his source Julius Mader, *Geheimnis von Hantsville*, Deutscher Militärverlag, Berlin, 1967, p. 126.

2. *Most Secret War*, p. 335.
3. A summary of all the material is now in the Public Record Office (PREM 3/110).
4. Hugh Verity, *We Landed by Moonlight*, p. 118.
5. *The Army Air Forces in World War II*, vol. III, p. 89n.
6. CAB 69/5.



NICOLAS VIAL

Les deux 20 juillet d'Otto John agent secret idéaliste

Otto John a voulu tuer Hitler le 20 juillet 1944. Chef des services spéciaux de l'Allemagne fédérale, il s'est retrouvé à l'Est le 20 juillet 1954. A son retour, il a été lourdement condamné. Il lutte toujours pour sa réhabilitation. Alexandre Szombati a voulu comprendre cette étonnante figure. Son enquête est devenue un plaidoyer.

Une enquête d'Alexandre Szombati

Le tribunal d'Oldenbourg en République fédérale se prononce sur une affaire que certains, en Allemagne et à l'étranger, considèrent comme une sorte d'affaire Dreyfus. Il s'agit, par le biais d'un procès en diffamation, de dire si Otto John, ancien chef de l'Office de la protection de la Constitution (O.P.C.) — les services spéciaux de la R.F.A., — a trahi et son pays et les devoirs de sa charge. Otto John, ancien membre de la conjuration du 20 juillet 1944 qui tenta d'assassiner Hitler, disparut dix ans plus tard et reparut à Berlin-Est où il publia une déclaration. Il donna des conférences de presse et se montra à Moscou. Dix-huit mois plus tard, il reparut à Berlin-Ouest et déclarait qu'il avait été enlevé avec le concours d'un « ami », le docteur Wolfgang Wohlge-muth. La Cour suprême de Karlsruhe le condamne à quatre ans de travaux forcés dans des conditions pour le moins discutables.

Aujourd'hui, ce survivant de la résistance allemande à Hitler poursuit

l'homme qui contribua à l'étouffer, le major général Otto Ernst Remer, le « fidèle parmi les fidèles ». Selon Otto John, Remer et son préfet Karl Balzer ont, dans leur livre *Verschöpfung und Verrat um Hitler* (Conspiration et trahison autour de Hitler, Éditions K.W. Schütz, Preussing Oldendorf R.F.A.), diffamé la résistance allemande, en la personne de ceux qui ont tenté d'abattre le Führer. Dans un chapitre du livre, Remer accuse nommément Otto John d'avoir livré à l'ennemi le secret de la station de recherches des fusées de Peenemünde. John assure qu'il a tout ignoré de Peenemünde et qualifie ce texte d'« invention calomniatrice et diffamatoire ».

A travers deux vieillards, ce sont deux Allemagnes qui s'affrontent. L'Allemagne antinazie — un petit nombre d'hommes idéalistes et déterminés — et une Allemagne qui s'efforce aujourd'hui encore de ressusciter la légende du « coup de poignard dans le dos ». Après la première guerre mondiale, les chefs militaires et les nationalistes allemands

ont cherché à faire croire — ils y ont partiellement réussi — que l'armée allemande n'avait été vaincue en 1918 que par la trahison des civils de l'arrière, hommes politiques et syndicalistes. Il en va de même aujourd'hui : les « traîtres » anti-hitlériens — généraux « félons », savants « saboteurs de la bombe atomique allemande », politiciens vendus à l'ennemi — auraient poignardé le troisième Reich... Même la bataille de Stalingrad aurait été perdue à cause d'eux...

Qui est Otto Ernst Remer ? Ancien chef des Jeunesses hitlériennes, soldat héroïque, décoré de la croix de Chevalier, il fut, comme major (commandant) placé à la tête du bataillon de garde de Berlin, chargé d'écraser toute révolte éventuelle des travailleurs étrangers requis pour le travail obligatoire. A la tête de ses hommes, fidèle à Hitler qu'il eut lui-même au téléphone, après que le Führer eut échappé à la bombe placée sous sa table à Rastenburg, il contribua de façon décisive à l'échec du complot du 20 juillet 1944. Hitler le nomma commandant de la brigade qui veillait à sa sécurité personnelle et, en janvier 1945, major-général. Après la guerre, Remer siégea au Bundestag comme député d'un mouvement d'extrême droite, aujourd'hui disparu, le Sozialistische

Reichspartei. Il vit de sa retraite de général et de ses livres.

Face à Remer, que certains considèrent comme le patriote par excellence, Otto John veut sauver à la fois son honneur et celui de la résistance allemande... « Je ne veux pas mourir traître », nous a-t-il dit. « Une fois traître, deux fois traître », a dit en effet de lui le général Gehlen, ancien chef des services de renseignements sur le front de l'Est, devenu le chef d'un puissant service de contre-espionnage en République fédérale. Traître en 1944, traître en 1954. Le propos, largement rapporté, résume tout le procès où John fut condamné en 1956 : il s'agissait pour les ultranationalistes et les nazis survivants de discréditer, à travers l'affaire de 1954, le groupe d'hommes qui voulut abattre Hitler.

Après avoir eu de nombreuses rencontres pendant un an avec l'ancien président de l'O.P.C., conversé avec lui de longues heures et compulsé avec lui d'innombrables documents, il nous semble bien que la clé d'Otto John est qu'il fut tout au long de sa vie un homme « différent », professant des opinions puisées dans sa propre conscience, profondé-

ment opposées à celles de son propre entourage. Cet homme refermé sur sa vérité et sa foi a gardé de nombreuses expériences une phobie des interrogatoires : celui qui lui pose des questions est un ennemi. Il ne lui répond pas ou mal.

Otto John est né en Hesse en 1909. Son père était capitaine de réserve. Sa première expérience de la guerre, il l'eut tout enfant en regardant des prisonniers français blessés implorer vainement un peu d'eau. Il pleura sur le sort de ses « ennemis ». Un peu plus tard, lorsqu'un jeune officier se suicida d'une balle dans la tête pour ne pas retourner au front, le fils du capitaine commença, dit-il, à détester la guerre. Son milieu familial et social était d'un chauvinisme exacerbé. L'enfant dut apprendre à cacher ses sentiments. Il n'y parvint pas toujours. Ayant à écrire une dissertation sur le meilleur endroit où ériger un monument à la gloire de l'« Honneur du Reich », il avait interrogé un invalide à jambe de bois qui jouait de l'orgue de Barbarie, et il cita sa réponse : « Pas de monument pour l'Honneur du Reich avant que le dernier invalide de guerre soit à l'abri de la faim ». Il fut traité, bien entendu, de « pacifiste dégénéré » et se tut.

John fit des études de droit, à l'écart de la politique. Son frère Hans, futur conspirateur lui aussi du 20 juillet 1944 et qui fut exécuté, fut un de ses très rares confidentes. Hans et lui rêvaient d'« une Allemagne monarchique basée sur le christianisme », l'ordre social et les idéaux de la démocratie occidentale. Leur idéal : le système politique britannique, lucide, mais impuissant devant la folie de ses compatriotes, il songea avec son frère à émigrer et y renonça. Hitler avait dit : « Chaque génération a besoin de sa guerre. Je veillerai à ce que celle-ci ait la sienne. » Il ne fallait pas fuir mais « essayer de faire quelque chose ».

En 1937, Otto John devint conseiller juridique à la compagnie aérienne Lufthansa. Par hasard ? Sans doute pas. Les bureaux de la Lufthansa abritaient à l'époque des adversaires irréconciliables du régime. Ils comptent sur l'appui de la Grande-Bretagne et de la France. Il leur faut bien constater que certains milieux conservateurs britanniques misent sur Hitler, en qui ils voient le champion de l'antibolchevisme.

(Lire la suite page XIV.)

LIRE

● LES CINGLÉS DES ONDES COURTES

Sur votre radio, vous passez de France-Inter à R.T.L. Eux jonglent entre Radio-Pékin et la Voix de l'Amérique. Leur terrain de prédilection : les ondes courtes (lire page III).

● SERGE-CHRISTOPHE KOLM ECONOMISTE BOUDDHISTE

Pour sortir de la crise et affronter la modernité, une seule voie pour cet économiste : le bouddhisme (lire page XIII).

● LES PROGRAMMES DE LA RADIO ET DE LA TÉLÉVISION (pages VII à X).

Bilan

Le bilan du féminisme n'est pas négatif, il prend d'autres formes, plus silencieuses mais plus profondes (que celles que citait un de vos lecteurs) :

- progression des élus municipales : + 66 % par rapport à 1977, + 218 % par rapport à 1971 ;

- présence des jeunes filles dans toutes les formations : 57 % du B.T.N., 57 % des B.T.S., 35 % des étudiants en I.U.T., 32 % des classes préparatoires aux grandes écoles... ;

- présence des femmes dans tous les métiers à tous les niveaux.

L'évolution des femmes est irréversible, et les nouvelles lois votées à l'initiative du ministère des droits de la femme consolideront cette évolution.

L'évolution des hommes est certes moins rapide. Il est plus facile de s'affirmer supérieur par la grâce d'un phallus (ou de la couleur de sa peau ?) dont la nature vous a doté à la naissance que de remettre en cause ses privilèges, même au nom de la simple justice et de la dignité humaine.

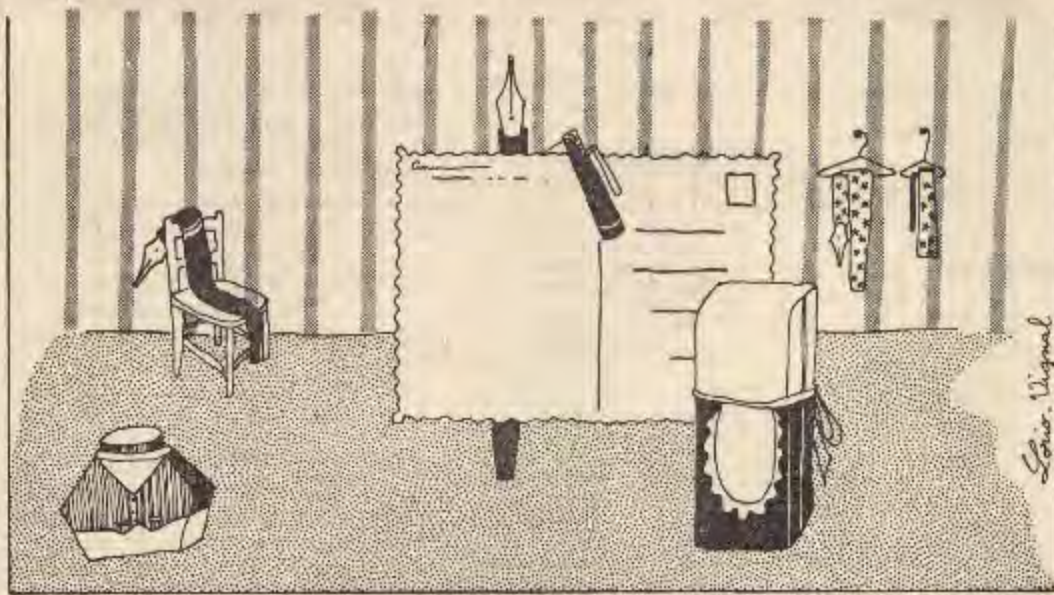
Les femmes sont de plus en plus nombreuses, dans tous les milieux, à prendre conscience de l'oppression et des discriminations dont elles sont victimes. Certaines croient que l'alcool les aidera à supporter leur condition parce qu'elles n'ont pas les moyens, en particulier financiers, de lutter : 63 % ne travaillent pas. Beaucoup limitent le nombre de leurs maternités (c'est la justification invoquée le plus souvent des discriminations en matière d'embauche et d'emploi), et le taux de natalité baisse de façon inquiétante.

Faudra-t-il faire la grève des bébés pour qu'enfin les hommes ne restent pas sur l'autre rive, pour qu'enfin ils nous aident à mettre un terme à l'injustice dont sont victimes les femmes, pour qu'ils inventent avec nous des relations entre les hommes et les femmes qui ne soient pas des relations de domination mais des relations entre des êtres humains égaux ?

JACQUELINE LEPESANT,
(Canisy).

Mélanomanes

Si nombre de personnes ne voient pas chaque année sans nostalgie le spectacle des feuilles prématurément enlevées à l'affection de leur arbre natal, il en est d'autres pour qui l'automne est la seule saison pendant laquelle la nature a



CHANTAL LORIO-VIGNAL

le bon goût d'offrir en quantité le meilleur des instruments de musique : la feuille morte.

Nonobstant le respect dû à la mémoire de Jacques Prévert, le principal intérêt des feuilles mortes est que l'on puisse marcher dessus. C'est un instrument de musique absolu en ce qu'il combine deux sensations complémentaires : le crissement de la feuille sous la semelle et la perception tactile de l'opération. Entendons-nous bien. Il s'agit d'écraser, non de piétiner. Les meilleures feuilles sont de taille moyenne, assez croquevillées et parfaitement sèches. Il faut une certaine expérience et un coup d'œil sûr pour éviter la traîtresse et flasque feuille humide ou l'inévitable carte de visite canine. On expliquera comme l'on voudra l'origine de cette jubilation (crissements de billets ou désir d'immortalité de l'homme sur la nature).

Il n'en reste pas moins que les personnes pratiquant ce genre d'exercice connaissent des joies rares et peu onéreuses. Si vous voyez ces temps-ci des piétons ralentir ou accélérer le pas brutalement, ou faire un grand écart sur le trottoir sans raison évidente, ne riez pas bêtement : ce sont des mélomanes.

JEAN-JACQUES CARTAL,
(Rambouillet).

Haine de soi

J'ai lu avec intérêt l'entretien d'Edgar Morin avec Guitta Pessis-Pasternak (*Le Monde Dimanche*

du 18 septembre). Pourtant, est-ce l'effet de la « dérive » ? Morin commet un sérieux contresens à propos de la conception chrétienne de la « haine de soi ».

Toute la tradition catholique du message évangélique affirme la bonté de la création et le primat de l'amour-charité. Celui-ci n'est compréhensible que dans la dialectique chair-esprit telle que l'enseigne saint Paul (par exemple dans Galates 5, 17). Morin dit d'ailleurs la même chose dans d'autres termes : « Le problème moral consiste à vivre avec ces deux impératifs contraires qui nous habitent ».

Mais lorsqu'il dit : « ... dans le message évangélique, comme dans celui de Pascal, on lit aussi : « Détestez-vous vous-mêmes », Morin raisonne sur un contresens exégétique. Quand Luc rapporte les paroles de Jésus : « Si quelqu'un vient à moi sans haïr son père, sa mère... et même sa propre vie, il ne peut être mon disciple » (Lc 14, 26), il utilise un sémitisme, courant dans l'Ancien Testament, dont la langue ignore le comparatif - et qui signifie :

« aimer moins » (voir par exemple : Gn 29, 30-31 ; Dt 21, 15-16, etc.). Mathieu écrira d'ailleurs : « Qui aime son père ou sa mère plus que moi n'est pas digne de moi... » (Mt 10, 37).

A partir d'une telle erreur et en voulant montrer que la haine de soi conduit à la haine d'autrui, Morin pousse à conclure que l'Evangile enseigne et engendre la haine ! Que les chrétiens soient souvent de piètres disciples de Jésus-Christ, c'est l'évidence même, mais cela n'enlève rien à la valeur de la charité évangélique. N'est-ce pas précisément ceux qui ont vécu le plus à fond le renoncement aux pulsions égoïstes qui ont su rayonner le plus d'amour (saint François, Maximilien Kolbe, Mère Teresa...) ?

L'homme a raison de haïr en lui-même ce qui brise le lien vital qui l'unit à son créateur. Il a raison d'aimer ce qui le conforme à Jésus-Christ, c'est-à-dire ce qui restaure en lui la ressemblance avec Celui dont il est l'image.

ANDRÉ BROMBART,
(Bruxelles).

POESIE

MARIE ÉTIENNE

Marie Étienne, qui est secrétaire générale du Théâtre national de Chaillot, a notamment publié *Blanc Ciel* (La Répétition), *La Loge* (La Petite Sirène, Temps Actuel), *Lettre d'Idumée* (Seghers). Elle a participé aux revues *Action poétique*, *Europe*, *Digraphe*, *Banana Split*.

Dans les flux de l'univers, cette poésie vise des repères. Plus rien n'est familier, symétrique ou complémentaire. Pourtant la flamme cherche parmi les formes multiples.

CHRISTIAN DESCAMPS.

La part du feu

Cher Monsieur disait-elle (elle aimait la distance), j'ai reçu comme un bien d'héritage cette exigence et cette force, je n'ai pas besoin de comprendre pour agir et me réchauffer, je veux vivre dans le grand renouvellement du monde, effrayé gravement dans l'approbation mille fois répétée de vous. Cette communion ne doit pas vous tourmenter, supportez-en la volupté, demeurez l'étranger, pesez sur moi de tout le poids de votre absence, appartenez à d'autres temps à d'autres vies, je trouverai moi-même le chemin je jouerai de l'hiver (et comme il est loquace !). Jouissez des heures bonnes qui doivent être vôtres, mes vœux sont prêts et ma confiance.

Aujourd'hui je dois vous dire encore ce que je sais de vous qui vous en allez qui vous en êtes allés dans votre propre monde, parmi la guerre et le repos qui suit parmi les femmes qui sont partout. Je ne peux vous tenir dans mes bras je ne peux que vous perdre, mais je ne suis pas dupe et je pressens qu'à l'heure même où je vous parle je tire certitude et abondance de ce commencement. Tout est plein grâce à vous haletant, est contraint à la grâce, tout se déverse sans attendre, malgré les maux et les désordres, les va-et-vient stériles l'anxiété qui les clôture. L'exigence est de prendre forme hors du gâchis de la séparation, de devenir soi-même un autre monde pour qui pourrait venir encore.

Mais celui-là aussi sera perdu car qui peut parler de bonheur ? et ainsi de suite les disparitions successives n'offriront que des points de repère tout à fait généraux, des générations de pères vivront devant moi dans un geste d'appel abandonné depuis des siècles, des hommes pareils à vous s'en iront par des chemins embrouillés chercher l'auditoire de leur drame, ils feront loin de moi leurs meilleures expériences et moi j'aurai mille figures plus éloquentes chaque fois envers celui qui n'était pas encore passé, exclusivement occupée à ce nouveau puissant contour. Alors je me jeterai à genoux, je forcerai l'espace et tout le ciel immédiatement proche, je produirai de la poussière la pluie le bruit de la tempête, j'élèverai ma vie je la simplifierai je l'approfondirai par mes propres moyens.

Je ferai le geste nécessaire et sans limite de celui qui a besoin de Dieu. Ecoutez : la part du feu me vient de vous. Cela ne tient pas seulement à la tragique exagération du hasard. Mon corps vit une loi informulée car il n'a pu vous rencontrer, et pour s'unir à d'autres, pour s'ouvrir au-dehors dans son ampleur et sa magnificence, il ne le peut que grave en signe de célébration, il a la nostalgie de son poids même, chacun de ses endroits le dit à sa manière, célébrant l'amour comme un infidèle, prostitué par votre manque.

L'Adoration perpétuelle.
(extrait).

* Sauf mention contraire, tous les textes publiés dans cette rubrique sont inédits.

VOUS ET MOI

Une si jolie petite France !

Être de retour en France, après une absence de quinze ans, au début du plus bel été du siècle, quel enchantement ! Enfin, se retrouver dans un pays où le climat, les lieux, les sites et les gens vous tiennent tous un langage amical, dont la subtilité n'occulte jamais l'intelligibilité.

Le climat, le temps qu'il fait, qu'il a fait ou qu'il va faire, point de départ obligé de tout dialogue du voyageur avec les gens du pays, peut-être est-il le plus important de venir d'ailleurs que d'avoir lu Montesquieu pour en mesurer l'influence sur les comportements quotidiens et, par-delà, sur les mentalités. En France, la plupart du temps, il est possible de relâcher sa vigilance. Il n'est pas exagérément téméraire de sortir de chez soi sans avoir écouté les derniers bulletins météorologiques et sans s'être muni de parapluie, d'imperméable, de sweater, etc. afin d'être prêt à toute éventualité. On ne dira jamais trop le sentiment d'aise et de détente que cela procure, la liberté d'esprit que cela favorise. Ceux qui n'ont pas été soumis aux étés torrides et aux hivers sibériens des climats excessifs ne mesurent peut-être pas toujours le surplus de vie, de joie de vivre, que cela apporte.

La diversité des lieux que le voyageur traverse, dès qu'il a franchi la frontière, ajoute à son plaisir. Des Flandres à la Méditerranée, en passant par l'Île-de-France, la Normandie, la Bretagne, le val de Loire, la Bourgogne, la vallée du Rhône et les Alpes, que de paysages inoubliables dont la personnalité propre doit souvent autant au travail séculaire des hommes qu'à des constantes de la géographie physique !

Les villes et les villages traversés, rarement dépourvus de mémorables monuments, dont l'origine remonte à la nuit des temps, comme les alignements de Carnac ou bien à tout le moins au Moyen Âge comme tant d'églises et de monastères, témoignent éloquentement de l'ancienneté de l'implantation humaine dans ces lieux. L'effort de restauration des anciens monuments, mais plus encore le travail de rénovation des vieux quartiers, un peu partout en France, impressionnent beaucoup le visiteur. Celui-ci est d'autant plus sensible à ces réalisations qu'il les compare à la décrépitude, à l'abandon de l'ancien centre actif, aujourd'hui à demi déserté, de nombreuses villes américaines, qui prend souvent l'allure d'une zone sinistrée. La ville et le village comme faits de civilisation, comme monuments culturels, voilà ce dont l'importance semble avoir été pleinement comprise en France. Dans ce vieux pays de tradition latine, il n'y a pas de doute que les murs sont bons, et que les pierres dont ils sont bâtis valent mieux que les divers crépis dont les modes les ont parfois recouverts. Partout où monuments historiques et maisons séculaires ont été débarrassés des placages et des ornements adventices qui les défiguraient, l'effet est saisissant. On pense ici, par exemple, aux greniers à sel de Honfleur de si harmonieuses et majestueuses proportions, aux vieux logis de Dinan ou à la cité d'Angers. Plus encore, combien de campagnes appauvries et délaissées depuis l'entre-deux-guerres, ont acquis une nouvelle apparence grâce à l'afflux des citadins, grands rénovateurs d'anciennes demeures et grands bâtisseurs de résidences secondaires. Sans vouloir prononcer un jugement définitif sur la question, il semble bien que ce renouvellement, ce rajournement de l'habitat rural s'est fait, tout au moins en Bretagne et en Haute-Provence, avec un minimum de dommages pour l'harmonie des sites naturels et dans le style traditionnel du pays. Tout cela contribue puissamment à donner un air d'aisance et de prospérité à des ré-

gions dont, avant 1939, le dénuement avait quelque chose de pathétique.

Cet air d'aisance et de prospérité se retrouve dans la plupart des rues commerçantes où le voyageur se plaît à flâner. Partout la même abondance d'objets, de produits et de denrées de luxe, présentés avec beaucoup d'originalité et de goût dans une multitude de boutiques coossues et confortables. Là, souvent, le client et la cliente sont accueillis comme des amis. On s'empresse autour d'eux, on les traite avec déférence, on prend congé d'eux avec courtoisie, même s'ils n'achètent rien. On est bien loin de l'impersonnalité, parfois brutale, des grandes surfaces. Là vraiment, comme le disent les panonceaux qu'affichent certains commerçants, « le client est roi » ou, à tout le moins, pour un instant, il peut imaginer l'être.

En bref, paysages, sites, monuments, centres actifs des villes et des villages sont, en France, une fête pour les yeux. Pas ou peu de misère visible. Partout semble régner une sorte de convivialité qui fait penser que, dans un tel climat, même l'isolé ne se sent jamais vraiment insignifiant. En effet, à chaque pas, il se voit exister dans le regard d'autrui, qui ne fuit pas systématiquement le sien, que ce soit dans l'approbation ou la confrontation.

Le voyageur ne tarde pas, pourtant, à percevoir quelques ombres à ce plaisant tableau. Il est certes loisible à chacun, en France, de faire du lèche-vitrine et d'y trouver de délicates satisfactions esthétiques. Mais, s'il veut se faire servir, il aura soin d'étudier soigneusement les heures d'ouverture et de fermeture, d'ailleurs rarement affichées, des magasins ou des bureaux où il aura à faire. La pause déjeuner, qui dure parfois jusqu'à trois heures, forme encore bien des portes au public au milieu de la journée. Sans doute faut-il voir là une saine manifestation d'humanisme, qui subordonne la tâche à remplir aux besoins de l'individu, plutôt que le contraire. Il n'en reste pas moins que, pour le voyageur venu de pays où règne la religion du travail et des affaires, cela garde quelque chose d'assez surprenant, comme de trouver dans certaines stations balnéaires, en plein mois d'août, des boutiques d'alimentation, voire des restaurants, fermés pour cause de départ en vacances des propriétaires !

On se demande également comment vivent et survivent ces innombrables petits commerces de luxe et de demi-luxe dont l'installation représente d'importants investissements. Pourtant ces commerces procurant des revenus, selon toute apparence confortables, à des gens dont le moins qu'on puisse dire c'est que leur productivité ne paraît pas très élevée. Certes ils assurent, quelques heures par jour, l'animation et la sécurité des rues. Mais les services qu'ils rendent ne sont-ils pas finalement payés très chers par leur clientèle et la collectivité ? Les investissements immobilisés dans le petit commerce ne sont-ils pas, comme ceux qui sont engloutis dans les résidences secondaires, autant de sommes soustraites à la modernisation de l'équipement, à la création d'emplois productifs ?

Autant de questions que se pose le voyageur mélancolique et frustré lorsqu'il fait la queue au guichet de quelque administration sous-équipée ou une employée harassée et surmenée lui dire, lorsque finalement son tour arrive, que non, décidément ce n'est pas possible, que cela ne se fait pas, qu'on ne le fait plus depuis la semaine dernière et que, de toute façon la personne compétente est en congé et qu'il veuille bien repasser après son retour.

PIERRE AUBERY.

Aux quatre coins de France

Artisanat-meubles

Aux meubles de style C. SÉGALARD

Fabrication artisanale noyer massif tous meubles, L. XIII, L. XV, rustique 46300 - La Vigan-en-Quercy T. (05) 41-02-12 Doc. contre 6 timbres à 2 francs expose au « Monde de la maison », bld. 5, et 2, al. R. Pte de Versailles du 13 au 24 oct. 1983

Vacances et loisirs

COTE D'AZUR-MENTON**NN

Hôtel CÉLINE-ROSE 57, avenue de Sospel, 06500 Menton. Tél. (93) 35-74-69 - 28-28-38. Châtres et cft, calmes et ensoleill., cuis. famil., ascens., jardin. Pension compl. automne-hiv. 83-84: 152 à 172 F T.T.C.

Vins et alcools

POUR VOS CÔTES-DU-RHONE, BEAUJOLAIS, BOURGOGNE. Vins de table, demander tarif n° 219 gratuit à J. BACHELIER, négociant-éleveur B.P. 83, 21202 - BEAUNE (Côte-d'Or).

VINS DE BOURGOGNE - Demander tarif spécial à J.-C. BOISSET, viticulteur éleveur, 21700 NUITS-SAINT-GEORGES.

CHATEAU LA TOUR DE BY Cru Grand Bourgeois du Médoc Begadan, 33340 Lesparre Médoc Tél. : (56) 41-50-03 Documentation et tarif sur demande.

GRANDS VINS DE BORDEAUX

A.O.C. FRONSAC - TARIFS GUILLOU-KEREDAN, Propriétaire CHATEAU LES TROIS-CROIX, 33126 FRONSAC se recommander du journal

Découvrez un HAUT-MÉDOC LE CHATEAU DILLON Vente directe - Prix franco LYCÉE AGRICOLE DÉPARTEMENT 33290 BLANQUEFORT - Tél. 35-02-27

CHAMPAGNE 1977 supérieur

La bouteille : 55 francs t.t.c. franco à partir de 15 bouteilles. Tarif spécial par quantité C.E. (Comité d'entreprise). BONDON Jean-Luc, récoltant, 51200 REUIL, Epervay C.C.P. Châlons 1846-68 B. Tél. (26) 50-32-10.

VINS FINS D'ALSACE médaillés Charles SCHLERET, propriétaire-viticulteur à 68230 TURCKHEIM.

CRUS du BEAUJOLAIS

BROUILLY - COTE DE BROUILLY MOULIN A VENT - Médailles d'or. Vente directe - Prix franco.

Benoît TRICHARD & FILS VITICULTEURS-EXPLOITANTS 69830 ODENAS (74) 03.40-87.

PORT GRATUIT pour la FRANCE à partir de 396 BOUTEILLES

CHARLES CHAMPIER VITICULTEUR 69830 ODENAS - Tél. (74) 03-42-18

GRAND CRU BEAUJOLAIS COTES DE BROUILLY 82, 20 F et BROUILLY 82, 19 F la bout. 531,33 F le cubi de 32 litre. Prix T.T.C. départ paiement commande.

(Publicité)

pour un oui, pour un non...

Un quart KRITER brut de brut bien glacé et la vie est belle!

Otto John agent secret idéaliste

(Suite de la première page.)

John ne désespère pas : Hitler c'est le mal. Au prince Louis-Ferdinand, petit-fils de Guillaume II, il assure : « Ce qui se passe en Allemagne ne peut être juste. Sinon, tout ce que le reste du monde civilisé considère comme juste et décent est mauvais. »

Même pendant l'été 1940, lorsque l'armée d'une Allemagne victorieuse défile à Paris sur les Champs-Élysées, Otto John refuse de s'incliner devant le triomphe du Führer. Déjà, l'amiral Wilhelm Canaris, chef de l'Abwehr, le service de renseignement militaire, et les civils qui avec lui formaient l'amorce d'un front secret anti-hitlérien, le considéraient comme un élément absolument sûr, prêt à tous les sacrifices : c'est l'amiral qui, l'inscrivant fictivement à l'Abwehr, lui a évité de porter l'uniforme.

Mission à Madrid

John, envoyé par la Lufthansa, voyageait à l'étranger, notamment à Madrid et à Lisbonne. Au printemps 1942, c'est lui qui reçut la dangereuse mission de prendre contact avec les Anglo-Américains. La Gestapo était très puissante à Madrid et à Lisbonne. Elle expédia même à sa famille en Allemagne, raconte John, le corps dépecé d'un agent de l'Abwehr jugé suspect. Au nom des opposants au nazisme, le conseiller juridique proposa aux Alliés de l'Ouest une paix séparée assortie de la continuation de la guerre contre l'U.R.S.S... Refus catégorique.

Quelques jours après le débarquement du 6 juin 1944 en Normandie, Otto John, au cours d'un nouveau voyage à Madrid, rencontra Mgr Boyer-Maas qui y représentait officiellement la Croix-Rouge française ainsi que M. Jean Truelle, représentant de la France libre. Ce dernier lui enleva ses dernières illusions : « Parmi les Alliés, beaucoup estiment que l'Allemagne doit être châtiée et ils sont heureux de laisser aux Russes le soin de le faire. » John rentra à Berlin et indiqua à ses amis qu'il fallait agir sur-le-champ. Le 20 juillet eut lieu l'attentat contre Hitler.

Après le sanglant échec de la tentative, John réussit à fuir : un coup de tampon sur son passeport, qui coûta la vie à celui qui l'avait donné. Les ambassades britanniques de Madrid et de Lisbonne réussirent, après de nombreuses aventures et un faux départ — les diplomates anglais le surnommèrent « le boomerang », — à le récupérer et à l'envoyer en Angleterre. Ce fut pour y être aussitôt emprisonné au « camp 001 » où étaient internés les ressortissants ennemis. Au bout de deux semaines, il fut interrogé par un jeune capitaine de l'Intelligence Service, qui lui demanda s'il était membre du parti nazi. Ignorant tout de lui, l'officier laissa paraître son mépris pour un renégat qui cherchait à fuir la catastrophe finale. John resta silencieux. Depuis toujours, lorsqu'il était question de choses qui lui étaient pénibles entre toutes, dès que le conflit atteignait la « pointe de l'âme », il était incapable de réagir.

Heureusement pour lui, Sefton Delmer, qui, au début du nazisme, représentait à Berlin le *Daily Express*, vit son nom sur la liste des « indésirables » et le prit avec lui à la « radio noire » qu'il avait créée : une fausse radio allemande, la Soldatensender Calais, destinée à saper le moral des soldats.

La guerre finie, John donna des conférences de « rééducation démocratique » aux prisonniers de langue allemande en Allemagne et en Autriche. On lui demanda de donner un avis sur leur état d'esprit. Ce qu'il fit. Il épousa la cantatrice Lucie Manen, réfugiée politique allemande d'origine juive. Lucie Manen dirigeait une école de chant, son mari faisait des causeries et préparait un livre sur le militarisme et le national-socialisme. Puis il entra dans une firme anglaise. Une vie sans nuages.

Le procès de von Manstein

À l'automne 1948, le chef de la justice militaire britannique proposa à Otto John, qui les accepta, les fonctions d'expert en droit allemand et d'interprète dans les procès pour crimes de guerre des maréchaux von Brauchitsch, von Rundstedt et von Manstein, sans préjudice de ses fonctions civiles. Brauchitsch mourut avant le procès, Rundstedt, gravement malade, fut rapatrié sur les instances de John. Restait

Manstein, 62 ans, fort capable de répondre de ses activités pendant la guerre.

Fritz Erich Lewinski von Manstein était le plus brillant cerveau de l'armée allemande. Il avait été l'auteur du plan victorieux de percée par les Ardennes en 1940. Sur le front russe, il avait commandé la II^e Armée qui fonça jusqu'en Crimée et prit Sébastopol. Il échoua ensuite devant Leningrad. En 1943, Hitler l'envoya en Ukraine. Manstein eut l'audace de proposer un repli. Il fut destitué en mars 1944. Son nom figura avec un point d'interrogation dans l'organigramme du futur gouvernement établi par les conspirateurs du 20 juillet, avec le titre de commandant en chef. On ignore s'il avait accepté. En tout cas, pour les milieux militaires et l'opinion allemande comme pour les Alliés, Manstein était l'incarnation de l'officier allemand à la fois génial et sans reproche. Winston Churchill était partisan de son acquittement.

Manstein reconnu devant le tribunal que les généraux allemands emprisonnés à Nuremberg avaient conclu un accord secret : ils prétendraient tous ne rien savoir des atrocités commises dans les zones qu'ils avaient contrôlées. Et l'accusation produisit un ordre signé de lui, prescrivant aux soldats de la Wehrmacht qui participaient à la liquidation des juifs de leur enlever leur montre. Ces objets, indiquait le maréchal, étaient destinés aux jeunes officiers de son armée qui en manquaient. Un autre document signé Manstein interdisait la présence des officiers lors des fusillades de juifs, « cela étant indigne d'un officier de la Wehrmacht ». Le maréchal n'avait donc, pour le moins, rien ignoré. Il fut condamné, à son grand étonnement, en 1949 à dix-huit ans de prison. Il sera d'ailleurs libéré en mai 1953.

Otto John fut rendu responsable par ses ennemis de la chute du héros : n'avait-il pas traduit les documents qui l'accablaient ? A quoi il répond aujourd'hui : « Ni les scrupules patriotiques ni certains scrupules moraux ne me liaient à l'égard de ces généraux. La morale chrétienne les transcende tous. »

« Empêcher un nouveau 1933 »

L'année suivante, en 1950, il quittait Londres et la confortable situation que le ménage s'y était acquise. Il le regrette encore. Mais il répondait à l'appel de Theodor Heuss, premier président de la République fédérale d'Allemagne. Ce personnage respecté lui demandait de l'aider à bâtir une Allemagne démocratique et ajoutait : « Docteur John, aidez-nous à empêcher un nouveau 1933 » (1).

Otto John fut nommé président de l'Office de protection de la Constitution, un service de sécurité chargé de préserver la République nouvelle de la subversion des deux extrêmes : communiste et néo-nazie. Les trois alliés de l'Ouest avaient agréé sa candidature, après en avoir écarté une dizaine d'autres.

L'ancien conjuré devint la cible d'une partie de l'opinion allemande. « Le 20 juillet 1944 a coupé le peuple allemand en deux », nous a dit, en 1977, un des derniers survivants de la conspiration, Fabian von Schlabrendorff, qui cita la phrase de son ami Steinbach, professeur de théologie à Tübingen : « La résistance n'a jamais trouvé une patrie au cœur du peuple. Voilà la dure vérité. »

Pour tous les nostalgiques du passé en Allemagne, Otto John était un traître : il avait participé à un attentat contre le chef de l'État ; il avait informé l'ennemi d'hier des véritables sentiments des prisonniers allemands ; il avait contribué à la condamnation de Manstein ; enfin, il avait été imposé à la tête d'une police politique par les anciens adversaires de l'Allemagne. Qu'il ait voulu, au nom d'un idéal plus élevé que la simple obéissance, abattre le pire des tyrans et détruire ce qui restait de la tyrannie n'était guère de nature à convaincre ceux qui restaient marqués par le militarisme et le nazisme.

John fit pis encore : il prit sa tâche au sérieux. D'anciens collaborateurs de Goebbels, ministre de la propagande de Hitler, qui s'étaient recasés à des postes de responsabilité, n'apprécièrent guère son attitude, non plus que ceux qui travaillaient en sous-main pour l'Allemagne de l'Est. Le général Reinhart Gehlen, chef du service de contre-espionnage, qui utilisait les anciens agents de la Gestapo avec la bénédiction de ses premiers patrons d'après-guerre, les Américains, devint non seulement son rival mais son ennemi acharné. Et l'on vit même l'homme qui avait codifié les lois antijuives de Nuremberg devenu secrétaire d'État du chancelier Adenauer, blâmer au nom de ce dernier l'ancien conspirateur antihitlérien. On était en pleine guerre froide entre l'Ouest et l'Est, et les temps changeaient vite.

Le 20 juillet 1954, le président de l'Office de protection de la Constitution



se rendit en compagnie de sa femme à Berlin-Ouest pour assister aux cérémonies célébrant le dixième anniversaire de l'attentat manqué. Aussitôt après, il disparut. Sa femme, désemparée, ne savait rien. On parla à Bonn d'enlèvement. Mais trois jours plus tard, la radio de Berlin-Est diffusa une déclaration lue par Otto John. Il affirmait qu'il s'était rendu volontairement à l'Est, sa vie et sa position en République fédérale étant devenues intenable. Lorsque l'avocat général Güde, dans son réquisitoire au procès de John, assura plus tard que l'événement avait « bouleversé le peuple allemand tout entier », il n'exagérait nullement. On parla d'une « bombe atomique politique », d'une « victoire diplomatique sans précédent de l'Union soviétique », d'une « brèche dans l'alliance atlantique ». Ce changement de camp souleva partout la crainte et la perplexité. Toute la presse occidentale, après le 24 juillet, s'interrogea : comment refuser de croire que le président de l'O.P.C. soit passé volontairement à Berlin-Est ?

Le 28 juillet, il ne paraissait plus y avoir aucun doute : la radio de Berlin-Est diffusa une nouvelle déclaration du « transfuge ». Il affirmait avoir « suivi la voix de sa conscience » et se disait « persuadé d'avoir suivi le bon chemin ». Et la nouvelle de l'arrestation de nombreux agents occidentaux en R.D.A. fut considérée comme la suite logique de la « trahison ».

Tous ceux qui, depuis longtemps, attendaient l'occasion de se venger d'Otto John se déchaînèrent dans la presse. L'hebdomadaire *Stern*, par exemple, publia un article de trois pages. Une photo montrait John avec un ours plus grand que lui, la patte posée sur son épaule (2). Le titre, en lettres d'affiche : « Viens avec nous, petit frère ! » On lisait le témoignage d'un certain colonel Daniel Shapiro, qui se disait un ancien collaborateur de Sefton Delmer. Le « traître », aussitôt débarqué à Londres, « les cheveux mal teints », avait, écrivait-il, livré spontanément l'emplacement de la base de fusées de Peenemünde. « Son horreur profonde du sang versé ne l'empêchait pas d'exiger ouvertement que ces nazis et ces militaristes qu'il haïssait fussent pendus sans jugement. » Shapiro, affirma Sefton Delmer, n'avait jamais existé...

Un autre Anglais mystérieux affirmait que John avait été reçu par l'ennemi numéro 1, Winston Churchill. Faussement.

Le flot des attaques dura des mois. La phrase du général Gehlen : « Une fois traître, toujours traître » justifia toutes les accusations. Lorsqu'on sut que John, fils d'une très respectable famille protestante de Hesse, avait épousé, en terre « ennemie », une émigrée, juive de surcroît, Lucie Manen fut chassée sans ménagement de son logement et privée, du jour au lendemain, du droit d'enseigner le chant. Sans toit ni ressources, elle dut quitter l'Allemagne pour l'Angleterre.

Otto John semblait, de son côté, tout faire pour alimenter la campagne. Les journalistes occidentaux le rencontraient à des conférences de presse, et il semblait se comporter librement. Certains l'avaient interrogé en privé : il avait répété qu'il se trouvait à l'Est de son plein gré.

Tout était clair. Trop clair en fait pour un homme comme Gerhard Schröder, qui, ministre fédéral de l'intérieur, avait été à Bonn le « patron » de John : ce dernier, estimait Schröder, utilisait trop bien le jargon communiste, et ses déclarations étaient lues sans une hésitation. Cela rappelait les grands procès soviétiques et les propos stéréotypés des accusés.

Sefton Delmer disait, et il le répéta devant le tribunal : « Il y a deux John. L'un est le libéral, antinazi, anticommuniste, que j'ai connu. L'autre est celui qui manque de naturel, l'in vraisemblable Otto John que j'ai vu à sa conférence de presse à Berlin-Est. »

Pourquoi, d'autre part, le « traître » se serait-il fait accompagner par sa femme aux cérémonies de Berlin-Ouest ? Pourquoi un mari aussi attaché à son épouse ne l'aurait-il pas emmenée ?

Au retour d'un concert à Berlin-Est, le célèbre chef d'orchestre Erich Kleiber,

ami du couple, apporta à Lucie Manen le numéro de téléphone de son mari. Celui-ci le lui avait donné, sans aucun commentaire.

Lucie Manen, de Londres, appela régulièrement Otto John. Les conversations étaient écoutées, bien entendu, aux deux extrémités de la ligne. Les propos étaient aussi chaleureux qu'andins. Jusqu'au jour où John avant de raccrocher dit, pour la première fois : « Au revoir. » Quelques jours plus tard, le 12 décembre 1955, il entra par une porte de l'université Humboldt, à Berlin-Est, et ressortit aussitôt par une autre. Echappant à ses anges gardiens, il rejoignit une voiture qui l'attendait, franchit la ligne de démarcation, prit l'avion à Tempelhof pour la République fédérale.

Retour au bercail

Sa fuite avait été organisée avec l'aide des Britanniques par le journaliste danois Bonde-Heriksen, qui avait connu John dans la résistance. Il aurait pu le conduire au Danemark ou en Angleterre. Le gouvernement de Bonn avait été prévenu. Bonde-Heriksen en avait parlé à Walter Strauss, secrétaire d'État à la justice, qui lui avait donné l'assurance formelle que rien de préjudiciable n'arriverait à John s'il parvenait à gagner sans encombre la R.F.A.

Le « transfuge », de toute façon, n'avait à ses propres yeux aucune raison d'éviter de regagner son pays : il était la victime innocente d'un enlèvement.

Son retour fit autant de bruit qu'en avait fait son départ. À l'Est aussi. Plusieurs années plus tard, un ancien capitaine de la Wehrmacht, Heinz Stockert, qui travaillait dans les services secrets soviétiques à l'époque de la fuite de John, raconta que le ministre est-allemand de la sécurité, Wollweber, avait été démis de ses fonctions et le général soviétique Pitovranov, responsable des services secrets, qui avait interrogé le « transfuge », muté à Pékin.

Comme à Londres en 1944, Otto John s'attendait naïvement à être reçu en héros. Il fut inculpé de haute trahison et arrêté le 23 décembre 1955. Le juge d'instruction Kurt Weber avait été démis de ses fonctions par les autorités d'occupation américaines parce qu'il avait montré une compréhension excessive pour les nazis. Il ne cacha pas à John que, admirateur passionné du général Gehlen, il était décidé à avoir sa peau.

L'ancien chef des services de sécurité expliqua qu'il avait été drogué par un chirurgien de sa connaissance, le docteur Wolfgang Wohlgenuth, à qui il avait rendu visite le 20 juillet 1954 pour lui demander un certificat médical destiné à une de ses relations de Cologne. Il s'était réveillé à Berlin-Est. Il suffirait de demander à Wohlgenuth de confirmer ses dires. Ses déclarations et ses conférences de presse ? Il avait suivi la règle du jeu

qu'il avait lui-même fixée aux membres de l'O.P.C. : « En cas d'enlèvement, ils pouvaient révéler des faits sans grande importance sans trahir les vrais secrets. L'essentiel était de sauver sa vie et d'essayer de rentrer à la première occasion. » Un colonel retraité des services spéciaux britanniques, Thomas Scotman, témoignera par lettre que cette règle y était aussi appliquée. Elle l'était aussi pour la C.I.A. John n'avait livré aucun des secrets dont il était porteur, ni des noms d'agents qu'il connaissait. Le général Pitovranov lui avait dit d'entrée de jeu que les secrets de l'O.P.C. ne l'intéressaient pas : il était fort bien renseigné par ses informateurs au sein de l'Office. La seule chose qui l'intéressait, c'était l'action qu'avait menée John pour amener les alliés de l'Ouest à signer une paix séparée avec l'Allemagne.

Au cours de ses dix-huit mois à l'Est, il avait été transféré à Moscou. Partout, il avait répété le même texte appris par cœur. Il se méfiait de tout le monde, même des journalistes de l'Ouest qu'il rencontrait en tête à tête. Jusqu'au jour où il avait rencontré Bonde-Heriksen, qu'il avait connu dans la résistance, en qui il avait toute confiance et qui organisa son évasion. John demanda que soit entendu le colonel Abbots, chef des services de renseignements britanniques à Berlin, qui avait non seulement connu le projet de fuite, mais avait contribué à sa réussite. Abbots avait aussi, selon John, une explication très plausible de l'enlèvement. Les officiers des services de renseignements alliés ne furent pas autorisés à témoigner. « S'ils avaient obtenu — notamment les Anglais — la permission de déposer devant la Cour, nous n'aurions eu aucun doute qu'Otto John eût été acquitté. »

Témoignage par-dessus une « frontière »

Et le témoin capital, le docteur Wolfgang Wohlgenuth ? Il affirmait toujours que John l'avait suivi de son plein gré. Mais il avait abandonné son cabinet et ses clients à Berlin-Ouest et s'était retiré à l'Est, à l'abri de toute poursuite. Même la promesse d'un sauf-conduit que lui délivrerait le tribunal ne put le convaincre de se présenter. Les juges, qui avaient maintenu Otto John en détention préventive depuis douze mois dans une cellule isolée, n'en paraissaient pas émus. Le médecin fit savoir qu'il était prêt à déposer, à condition que le tribunal se déplaçât jusqu'à la ligne de démarcation entre les deux Berlin. On pourrait lui poser des questions du côté Ouest et, restant à l'Est, il répondrait d'une voix claire et compréhensible.

(1) 1933 est l'année de la prise de pouvoir des nazis.

(2) L'ours en question était le quèteur, déguisé pour la circonstance, d'une œuvre de bienfaisance à la gare de Cologne. Les donateurs étaient, en guise de remerciement, photographiés en sa compagnie.



MARTINE FRANCK/MAGNUM

ENTRETIEN

Serge-Christophe Kolm économiste bouddhiste

Chercheur en sciences économiques, Serge-Christophe Kolm est aussi un spécialiste de la pensée bouddhiste. Pour lui, seul le « bouddhisme profond » peut aider l'Occident à surmonter sa crise et à affronter la modernité.

SERGE-CHRISTOPHE KOLM est chercheur en sciences sociales, économiste et auteur d'une quinzaine d'ouvrages, dont la *Transition socialiste* (1977) et *Solutions socialistes* (1978). Il dirige le Centre d'enseignement et de recherches en analyses socio-économiques (CERAT) à l'École nationale des ponts et chaussées, tout en étant directeur d'études à l'École des hautes études en sciences sociales.

Si comme il le dit « l'économie et les sciences sociales sont son artisanat », le bouddhisme « est le pilier essentiel de sa philosophie ». Après avoir commencé ses recherches en France avec des orientalistes, il a passé six années, par périodes successives, dans différents monastères en Thaïlande, en Inde et à Ceylan. L'ouvrage de plus de 600 pages : *Le Bonheur-Liberté : bouddhisme profond et modernité* (PUF), qu'il a publié en décembre 1982, est sans doute le premier ouvrage philosophique d'ensemble sur la pensée bouddhiste venant d'un Occidental. A cet égard S.-C. Kolm renoue avec la tradition des économistes moralistes ou philosophes du dix-huitième siècle, tels A. Smith et David Hume. Son prochain livre, *Sortir de la crise*, devrait approfondir cette union du « bricolage » économique et du bouddhisme « essentiel ».

« Quelle continuité établissez-vous entre la réflexion sur les sciences sociales — singulièrement l'économie — et une recherche de type philosophique, spirituelle sur le bouddhisme ?

— Il y a une parfaite complémentarité entre les pensées économiques et bouddhiques, et les deux sont essentielles pour le destin du monde moderne.

Ce sont d'abord des variétés d'eudémonisme, de recherche du bonheur. Pour l'économie, le problème est, sinon le bonheur, du moins la création de ses bases matérielles. Le bouddhisme se définit, lui, par la diminution de la « *doukkha* », qu'on traduit par souffrance, douleur, insatisfaction, angoisse : en ce sens, c'est un eudémonisme négatif. Un autre point commun entre la pensée économique et le bouddhisme est la connaissance rationnelle, scientifique dans son intention. Le bouddhisme avancé (philosophique, analytique) est une connaissance, une philosophie psychologique, et non une religion comme on l'entend, bien qu'il touche aux fibres psychiques des religions, et que, dans les pays où il fait partie de la culture traditionnelle, il remplit certaines fonctions des religions.

« Il y a toutefois un point crucial qui lie les deux pensées tout en les opposant, c'est la question des désirs : les économistes emploient parfois, par pudeur ou timidité, des termes comme « préférences », « utilité », mais c'est bien de désirs qu'ils parlent. Le bonheur des économistes est la satisfaction des désirs, et la théorie économique classique explique le monde à partir des désirs considérés comme des données : à partir d'eux, il y a des demandes, des offres, des marchés... Pour le bouddhisme, les désirs sont au contraire des variables, et même les principales, mais on peut agir soi-même sur les siens propres et même on doit le faire. Il propose à cette fin une théorie tout à fait unique de la dynamique des désirs, de leur enchaînement, de leur formation. L'économie est encore actuellement sans théorie de la formation des désirs : en ce sens, elle reste un guide extrêmement incertain et ne peut pas grand-chose de profond pour

l'homme. Le bouddhisme sans connaissance économique peut beaucoup sur le plan personnel, mais ne peut saisir bien des problèmes pour l'ensemble du monde moderne.

— Votre recherche sur le bouddhisme ne s'inscrit-elle pas dans le retour ou le recours actuel aux spiritualités sur fond de crises ?

— Il est sûr que la crise économique, la contestation des valeurs de bien-être, d'enrichissement, de croissance, et la mort des idéologies qui revient après un soubresaut de quelques années, créent les conditions d'un retour au spirituel. Mais si l'énorme intérêt qui se manifeste pour le bouddhisme est motivé par des phénomènes de ce type, il n'en demeure pas moins que celui-ci n'est pas seulement une spiritualité. D'abord le bouddhisme donne une théorie psychologique, qui est de très loin la plus élaborée de toutes. L'« *éveil* » — qui est la traduction traditionnelle de « bouddhisme » — est une super-conscience, liée à des pratiques d'introspection, extrêmement élaborées, guidées par quelqu'un de plus avancé, qui permet la conscience la plus claire possible de ses états psychiques, ainsi que des expériences de conscience globale, synthétique, unifiée, qui transforment la personnalité.

« En ce sens le bouddhisme complète les manques les plus graves du monde moderne — comme la connaissance balbutiante du psychisme — et le corrige dans ses défauts les plus criants, comme l'exacerbation de l'ego. C'est là aussi sa différence avec d'autres spiritualités : le bouddhisme est contre l'ego en développant une théorie du non-soi, qui est son cœur profond. Le « soi », le « je », est une illusion : ce qui n'exclut pas qu'il existe une personne, un individu : le bouddhisme a d'ailleurs créé l'individu, comme être universel par-delà les cultures. Mais celui-ci, loin d'être un « je », n'est qu'un ensemble d'éléments de type divers, reliés par des causalités entre eux et avec d'autres extérieurs.

— Mais à côté de ce bouddhisme profond il existe des bouddhismes particuliers, populaires, voire vulgarisés. Y a-t-il une articulation, une unité entre tous ces bouddhismes ?

— Il y a des bouddhismes populaires, et en chacun d'eux des bouddhismes plus savants, qui mènent avec leurs voies propres au bouddhisme profond. On sait qu'historiquement le bouddhisme se sépare en deux grands courants : le bouddhisme Théravada ou Hinayana installé dans les pays bouddhistes traditionnels du Sud, et le bouddhisme Mahayana dans le Nord : la limite passant au ni-

veau de l'Inde. Mais quand on approfondit tous ces bouddhismes, on trouve la même chose. Certains mettent l'accent sur l'intuition (tel le bouddhisme Zen), d'autres sur l'analyse (la tradition Théravada) ; d'autres sur des phénomènes d'altruisme, d'autres sur la connaissance de son psychisme. Il ne s'agit que de priorités : au terme c'est le même point d'accomplissement qui est atteint.

Réconcilier le bonheur et la liberté

— En quoi le bouddhisme vous paraît-il intéresser directement le monde actuel à ce tournant de la crise ?

— Je crois que le bouddhisme a les mêmes valeurs fondamentales que la modernité, mais, au contraire d'elle, il sait comment les accomplir. En considérant de façon différente ces valeurs, il résout les contradictions entre elles, qui bloquent leur réalisation dans notre culture. Par exemple la fréquente incompatibilité, bien connue en Occident, entre bonheur et liberté. Quand on a la liberté, on a affaire à la « libido libre », « l'anomie », l'angoisse, et on manque le bonheur. Le bouddhisme, lui, ne voit aucune contradiction entre les deux et pense que chacun est une cause nécessaire de l'autre. L'Occident se heurte à une contradiction, car il fait avancer la liberté dans certains domaines, à l'exclusion d'autres, comme les libertés psychiques qui conduisent à la libération des désirs et des illusions. Dans ce cas la liberté, loin d'être incompatible avec le bonheur, la cause et le requiert.

« Même remarque pour la causalité, inventée par le bouddhisme : en Occident on se débat dans le problème de l'incompatibilité de la causalité et de la liberté. Un bouddhiste avancé est tout à fait surpris qu'on se pose ce problème : il résout cette question, non par sa conception de la causalité qui est celle que l'on trouve dans les sciences, mais par sa compréhension de la nature de la liberté et la liaison qu'il fait entre la question de la liberté et celle de la connaissance, essentiellement celle du psychisme. A cet égard le bouddhisme choque sous diverses formes. Quand un bouddhiste avancé — il y en a environ une vingtaine au niveau le plus élevé — vous dit comment fonctionne votre esprit, vous êtes abasourdi, et, pour vous convaincre, il vous fait faire bien des exercices psychiques ! L'Occident reçoit aussi un choc direct avec la théorie du non-soi. Dire que le « je » n'existe pas, c'est très choquant, peut-être même absurde. Mais, à

la réflexion, cela ne le reste pas. Enfin, liées à tout cela, la politique et la maîtrise de ses désirs, l'extinction (Nirvana) des désirs insatisfaisables, embrayent directement sur nos problèmes économiques et sociaux.

— Vous opérez une relecture de l'histoire de la pensée philosophique occidentale à partir du bouddhisme profond. Et vous vous efforcez de repérer des racines ou des intuitions bouddhiques chez nombre de philosophes : Hume, Spinoza, Sartre... Mais vous semblez dire aussi qu'il y aurait dans le bouddhisme une pensée originelle fondatrice dont on se serait progressivement écarté par des régressions successives. Est-ce qu'on ne pourrait pas vous reprocher malgré tout un certain pan-bouddhisme, une inflation bouddhiste ?

— Certains ont analysé l'histoire de la philosophie occidentale comme un progrès permanent, et parfois cumulatif. Mais, en fonction du ou des critères estimés importants, on peut considérer la philosophie occidentale comme l'histoire d'une décadence permanente, par exemple, si le critère est de résoudre efficacement les problèmes de la condition humaine, plutôt que de discourir ! Prenons, au sommet de l'Occident philosophique, les stoïciens et les philosophes de cette époque : celles-ci sont nées à la limite de l'Occident, et même en Asie (Syrie, Liban actuel), dans des entités politiques comme l'Empire séleucide, qui contenait des cultures grecques et indiennes.

« L'analyse des idées et des contacts connus montre une influence quasi certaine de la pensée bouddhique sur cette pensée grecque. Ainsi ont pu être apportées par les stoïciens des idées essentielles qui deviendront plus tard fondatrices de la modernité : comme l'individu, inventé par le bouddhisme. En opposition à la conception des sociétés traditionnelles où il n'est qu'un rouage, une manifestation, un membre, au sens strict, de la société, l'individu devient le phénomène premier pour expliquer le monde et le juger éthiquement. En découlent la possibilité de l'égalité (le bouddhisme est né en un sens contre la société des castes) et l'idée d'homme universel. Puis, sous l'influence stoïcienne, une certaine secte juédique va devenir religion universelle, en disant notamment que ce qui était bon pour les juifs l'était aussi pour tout autre. Une idée à succès puisque l'islam l'a reprise, puis toutes nos idées et nos idéaux laïques !

BRUNO MATTEI.

(Lire la suite page XV.)

NOUVELLE

La lune rouge

par ROBERTO ARLT

R IEN ne l'annonçait en fin d'après-midi.

Les activités commerciales se déroulèrent normalement un peu partout dans la ville. Des vagues humaines fourmillaient sous les galeries de verre des grands magasins ou s'arrêtaient devant les vitrines qui longeaient les rues obscures, éclaboussées d'odeurs de tissus empestés, de fleurs ou de victuailles.

Les caissiers, de derrière leurs guérites de verre, et les inflexibles chefs du personnel, dominant les salles de vente de leurs miradors tout tapissés, surveillaient d'un œil méfiant la conduite de leurs inférieurs.

On signa des contrats et on annula des emprunts.

En divers endroits de la ville, à des heures différentes, nombreux furent les couples de jeunes gens qui se jurèrent un amour éternel, oubliant que leurs corps étaient périssables. Quelques voitures renversèrent des promeneurs insoucients, et le ciel, au-delà des croix métalliques vertes qui soutenaient les câbles à haute tension, était d'un gris de cendre, comme toujours quand l'air est chargé de vapeur d'eau.

Rien ne l'annonçait.

Quand la nuit tomba, on illumina les gratte-ciel.

La majesté de leurs façades phosphorescentes, qui se détachaient en trois dimensions sur le fond de ténèbres, intimida les hommes simples. Nombre d'entre eux se faisaient une idée démesurée des trésors blindés que pouvaient receler ces murs d'acier et de ciment. Lors de leur ronde autour de ces édifices, de robustes gardiens vérifiaient avec la plus méticuleuse prudence toutes les portes et fenêtres, comme ils en avaient reçu la consigne, pour s'assurer qu'aucune machine infernale ne dormait dans l'ombre. En d'autres points, on apercevait les sombres silhouettes de la police montée, chevaux retenus par le licou, carabines et pistolets à gaz lacrimogène dans leurs gaines.

Les hommes timorés pensaient : « Comme nous sommes bien défendus ! », et admiraient, pleins de reconnaissance, les armes mortifères. Les touristes qui se promenaient, par contre, faisaient arrêter leurs chauffeurs pour signaler de la pointe de leur canne à ceux qui les accompagnaient des noms d'entreprises dont les lettres lumineuses brillaient dans le lointain. Ces noms étincelaient interminablement de façade en façade, et certains se remplissaient de joie et d'orgueil à la pensée de la puissance de leur lointaine patrie, dont l'expansion économique était célébrée par les lettres de feu de ces filiales qu'on devait épeler à proximité des nuages, tellement ces édifices étaient hauts.

Du haut des terrasses, de l'endroit où il semblait que l'on puisse toucher les étoiles de la main, le vent arrachait des bribes de musique, « blues » que le courant d'air effilocheait en obliques. Des lampes de porcelaine illuminaient des jardins aériens. Se confondant au feuillage d'une végétation luxuriante, sous le regard respectueux et vigilant des serveurs, les oisifs élégants de la ville dansaient, des hommes et des femmes jeunes aux corps élastiques pour pratiquer régulièrement tous les sports et aux visages indifférents pour avoir déjà goûté à tous les plaisirs. Certains ressemblaient à des bouchers qui auraient enfilé un « smoking » et souriaient avec arrogance, mais tous, quand ils parlaient de ceux d'en bas, paraissaient se moquer de quelque chose qu'un coup de leur poing suffirait à détruire.

Les plus âgés, confortablement installés dans des fauteuils de paille japonaise, suivaient des yeux les volutes



GRÉGOIRE SOBERSKI

SOBERSKI 83.

bleutées de leurs cigares ou, par inadvertance, laissaient une moue rusée se peindre sur leurs lèvres tandis que leurs regards durs et autoritaires reflétaient la conscience implacable de leur sécurité et de leur solidarité. Même dans la rumeur de la fête, on les imaginait présidant la table ronde d'un directeur pour octroyer un prêt léonin à un État sous-développé de nègres et cannibales, sous les arbres duquel couraient des nymphes de pétrole.

Plus bas, dans les rues plus troubles et profondes que des canaux, circulaient les toits des automobiles et des tramways et, aux endroits excessivement éclairés, une multitude microscopique flairait le plaisir bon marché, entraient et sortaient de « dancings » de bas quartiers qui, comme la gueule des hauts fourneaux, vomissaient des atmosphères incandescentes.

S'élevant en obliques, la structure des gratte-ciel se détachait sur des cieux verdâtres ou jaunâtres, reliefs de cubes entassés le plus petit sur le plus grand. Ces pyramides de béton disparaissaient quand s'éteignaient les enseignes lumineuses ; elles réapparaissaient ensuite semblables à de gigantesques navires de guerre jetant une orthogonale et tumultueuse menace de combat maritime quand, dans une lumière blafarde, elles surgissaient d'entre les ténèbres. Ce fut alors que se produisit l'étrange événement.

Le premier violon de l'orchestre Jardin Aérien Impérial s'appretait à poser sur son pupitre la partition du *Danube bleu* quand un serveur lui apporta une enveloppe. Le musicien, rapidement, la déchira et lut le billet : alors, regardant ses camarades par-dessus ses lunettes,

il posa son instrument sur le piano, passa la lettre au clarinettiste et, comme s'il était soudain très pressé, il descendit le petit escalier qui permettait de monter sur l'estrade, chercha du regard la sortie du jardin et disparut par l'escalier de service après avoir essayé en vain de mettre en marche l'ascenseur.

A la vue de la conduite insolite et irrespectueuse de cet homme, les mains des danseurs et celles de leurs compagnes se paralysèrent sur les verres qu'ils portaient à leur bouche pour se désaltérer. Surtout qu'avant que l'assistance ne se remit de sa surprise, les autres musiciens suivirent son exemple, et on les vit un à un abandonner la scène, très sérieux et légèrement pâles.

Il faut noter que, malgré la hâte avec laquelle ils exécutaient ces actes, les protagonistes firent preuve d'une grande méticulosité. Celui que l'on remarqua le plus fut le violoniste qui enferma son instrument dans sa boîte. Cela semblait vouloir signifier qu'ils déclinaient toute responsabilité et qu'ils s'en lavaient les mains. C'est ce que rapporta plus tard un témoin.

Et s'ils avaient été les seuls !

Les serveurs les suivirent. Le public, muet de terreur, sans oser prononcer la moindre parole (les serveurs de cet endroit étaient extrêmement robustes), les vit qui quittaient leur livrée de service et les jetaient avec mépris sur les tables. Le maître d'hôtel hésitait encore, mais, à la vue du caissier qui abandonnait son haut siège sans se préoccuper de fermer la caisse, il fut soudain pris d'une grande inquiétude et il s'incorpora aux fuyitifs.

Certains voulurent utiliser l'ascenseur. Il ne fonctionnait pas.

Soudain, les lampes s'éteignirent. Dans les ténèbres, autour des tables de marbre, les hommes et les femmes qui se débattaient encore entre les contradictions de leur esprit et le plaisir de leurs sens comprirent qu'ils ne devaient

plus espérer. Il se passait quelque chose qu'on ne pouvait plus exprimer avec des mots ; alors, dans un ordre peureux, essayant de réduire la confusion de la fuite, ils commencèrent en silence à descendre les escaliers de marbre.

L'édifice de béton s'emplit d'un bourdonnement. Non de voix humaines, personne n'osant ouvrir la bouche, mais de frôlements, de trébuchements, de soupirs. De temps en temps, quelqu'un claquait une allumette et, tout au long du colimaçon de l'escalier, apparaissaient des silhouettes aux épaules recourbées et aux énormes têtes tombantes qui projetaient des ombres que les angles des murs déformaient en triangles agités et irréguliers.

On n'enregistra aucun accident.

Parfois, un vieillard fatigué ou une danseuse effrayée se laissaient tomber sur le rebord d'une marche et restaient assis la tête entre les mains sans que personne leur marche dessus. La foule, comme si elle devinait leur présence timide à la lisière du marbre, décrivait une courbe autour de l'ombre immobile.

Le gardien de l'immeuble alluma deux secondes sa lampe électrique, et l'on put voir dans la roue de lumière blanche que des hommes et des femmes qui se tenaient indistinctement par le bras descendaient avec prudence. Celui qui marchait près du mur tenait la rampe.

Quand ils arrivèrent dans la rue, les premiers fuyitifs respirèrent avec effort de grandes bouffées d'air frais. Où que l'on regardât, pas une seule lampe allumée n'était en vue.

Quelqu'un fit claquer une allumette sur un store métallique, et l'on put voir au seuil de certaines vieilles maisons des enfants assis pensivement. Ceux-ci, avec un sérieux impropre à leur âge, levaient les yeux vers les adultes qui les éclairaient ; mais ils ne posèrent aucune question.

Des portes des autres gratte-ciel se déversait aussi une foule silencieuse.

Une dame âgée voulut traverser la rue, mais se heurta à une voiture abandonnée ; plus loin, des hommes ivres, terrorisés, se réfugièrent dans un tram-

way que les conducteurs avaient déserté, et beaucoup, passagèrement découragés, se laissèrent alors tomber sur les trottoirs de granit qui délimitaient la chaussée.

Les enfants immobiles, roulés en boule dans l'encoignure des portes, écoutaient en silence les pas rapides des ombres qui défilaient sous leur nez.

En peu de temps, tous les habitants de la ville se retrouvèrent dans la rue.

De loin en loin, les feux phosphorescents des lampes électriques se déplaçaient avec une irrégularité de ver luisant. Un homme particulièrement curieux essaya d'illuminer la rue avec une lampe à pétrole, mais derrière le verre teinté de rose la flamme s'éteignit par trois fois. Un vent froid et chargé de courants voltaïques soufflait sans bruit.

La foule épaississait au fur et à mesure que s'égrenait le temps. Des ombres de petite taille, très nombreuses, s'avançaient entre d'autres ombres moins denses et très hautes dans la nuit avec un automatisme de somnambule qui laissait entendre que beaucoup venaient juste de quitter leur lit et conservaient dans leurs mouvements l'incohérence typique de ceux qui dorment encore à moitié.

D'autres, par contre, s'inquiétaient pour leur sort et marchaient bouche cousue à la rencontre du destin qu'ils devinaient, telle une terrifiante sentinelle se dressant derrière ce rideau de fumée et de silence.

La foule emplissait à ras murs toutes les rues orientées de l'est vers l'ouest. Dans l'obscurité, elle recouvrait les rues d'un grouillement très dense et très noir, avançant lentement, pareil à un monstre gigantesque dont les diverses particules seraient liées entre elles par le seul halètement de sa propre respiration.

Tout à coup, un homme sentit qu'on le tirait par la manche avec insistance. Il balbutia quelques questions à celui qui agissait ainsi et, comme on ne lui répondait pas, il fit claquer une allumette et découvrit le visage aplati et velu d'un gorille dont les grands yeux emplis de peur semblaient l'interroger sur ce qui se passait. L'inconnu repoussa violemment la bête, et beaucoup d'autres gens autour de lui remarquèrent que les animaux étaient en liberté.

Une autre personne identifia plusieurs tigres, trahis par les rayures jaunes qui luisaient parfois entre les jambes des fuyitifs ; les animaux étaient si inquiets qu'ils marchaient ventre au sol pour montrer leur soumission et génaient la marche des hommes ; on dut les renvoyer à coups de pied. Les bêtes se mirent à galoper et, comme si elles s'étaient passé la consigne, allèrent former l'avant-garde de la foule.

Elles avançaient la queue entre les pattes et les oreilles collées à la peau du crâne. Dans la souplesse de leur avance, leur tête se rabattait sur leur cou, et l'on pouvait distinguer leurs énormes yeux phosphorescents, pareils à des boules de cristal jaune. Les tigres marchaient très lentement, et pourtant les chiens, pour se maintenir à leur cadence, devaient remuer les pattes à toute allure.

Subitement, sur la propolis de béton d'un gratte-ciel, apparut la lune rouge. On aurait dit un œil de sang qui se décollait de l'arête de ciment et grossissait rapidement. La ville, empourprée, s'éleva lentement du fond des ténèbres et les balustrades de ses terrasses allèrent se figer dans le manteau du ciel.

Les plans perpendiculaires des façades découpaient dans le ciel de goudron un réseau de ruelles écarlates. Sur l'échelonnement des murailles, l'atmosphère diaprée de rouge tombait comme une brume de sang. On aurait dit qu'on allait voir apparaître sur la plus haute des terrasses un terrible dieu de fer, le ventre fendu de flammes et les joues gonflées de gourmandise carnivore.

(Lire la suite page XI.)

* Ecrivain argentin, Roberto Arlt est né à Buenos-Aires en 1900. Il est mort en 1942. Il a écrit quatre romans, des contes et des pièces de théâtre. Deux de ses romans ont été traduits chez Belfond : *les Sept Fous*, en 1981, et *les Lance-Flammes*, suite du précédent, qui vient de paraître.

La Cour y consentit. Elle dépêcha à Berlin le juge Mannsen pour recueillir le témoignage. Scène étonnante : la déposition eut lieu sous l'œil amusé des badauds, devant les reporters et les caméras de la télévision est-allemande. Mais la justice tenait enfin le témoignage dont elle avait grand besoin. L'accusation, malgré d'autres dépositions, comme celle de l'écrivain Karl Wittig, qui sera convaincu de faux témoignage et s'enfuiera à l'Est, fut incapable cependant de le confirmer ou d'infirmer l'affirmation contraire de John selon laquelle il avait été victime d'un rapt décidé par les Soviétiques et exécuté par un de leurs agents.

L'avocat général Güde, évoquant de « fortes présomptions », demanda, dans un réquisitoire jugé modéré, deux ans de travaux forcés. Il avait présenté John comme un homme sans caractère, une sorte de minuscule égaré dans un monde qui le dépassait et un lâche. Tout le monde était persuadé que la Cour se contenterait d'une peine symbolique. Grande fut la surprise : le 22 décembre 1956, l'accusé fut condamné à quatre ans de la peine.

« Le dossier était vide, lit-on dans le Monde du 12 décembre 1956. Pourtant la conviction était là : John était coupable, devait être coupable. En rendant un verdict exactement double de celui requis par l'accusation, les juges de Karlsruhe ont achevé d'anéantir l'homme que celle-ci avait déjà brisé devant eux. » La revanche du 20 juillet 1944...

Pendant les audiences, John avait paru justifier le portrait que l'on voulait tracer de lui. Mou, sans réaction aux injures, « larvaire » écrira-t-on. En fait, la même attitude qu'au lycée de Hesse lors de l'affaire du monument pour l'Honneur du Reich, qu'à Londres lorsque le capitaine de l'Intelligence Service l'accusa d'être nazi.

Fautes de preuves, n'était demeurée que la conviction de la Cour. Le président en donna les raisons dans les explications verbales qui, comme il est d'usage, suivaient le verdict et qui ne furent pas dans le texte définitif du jugement. Il argua que dans la narration de l'enlèvement par l'accusé « manquait une explosion d'indignation contre les vils agissements de Wohlge-muth ». Et pour expliquer pourquoi la peine requise avait été doublée, le président relata d'entrée de jeu que la Cour avait reçu un grand nombre de lettres demandant une condamnation exemplaire. Il était donc nécessaire que « l'on ne puisse pas dire avec raison que l'on pend les petits et laisse courir les grands. » En clair : il fallait satisfaire une opinion publique chauffée à blanc par la presse.

Pendant que se déroulaient les audiences de Karlsruhe, Der Stern ouvrait

ses colonnes à Wohlge-muth, qui, de derrière le rideau de fer et contre forte rémunération, répétait ses accusations.

L'exposé du président — quarante-neuf pages dactylographiées — fut soumis à un juriste célèbre : Adolf Arndt. Député social-démocrate, il était surnommé « le juriste de la couronne » du S.P.D.

Un exposé « monstrueux »

Arndt, dans une lettre du 18 janvier 1957 au professeur Gerhard Leibholz, juge à la Cour constitutionnelle, se livra à un véritable massacre du texte. Ce personnage réputé pour sa pondération écrit notamment : « Il me semble incompréhensible que la supposition que John se soit rendu de son propre gré en zone Est soit appuyée sur des arguments et des indices » comme ceux-ci. Ce genre de psychologie est — je regrette de devoir le dire — primitive, superficielle et étrangère aux réalités de la vie. Les motifs invoqués sont si effrayants qu'ils pourraient servir d'exemple à ce que ne doit pas être l'argumentation d'un juge. Ils démontrent l'insuffisance chez nous d'une information en psychologie criminelle, l'incompréhension de la vie, l'insensibilité aux règles d'une justice démocratique. La Cour ne s'est pas préoccupée des faits essentiels alors qu'elle a cependant considéré comme acquis que John : 1) n'a nullement préparé son départ ; 2) n'a trahi aucun secret, bien qu'il en connût d'importants ; 3) n'a jamais invité sa femme à le suivre ; 4) est revenu. »

Les prétendus indices, estime Arndt, n'ont, en face de ces faits, aucune valeur. « Il m'est par exemple tout à fait incompréhensible qu'on ait pu arriver à conclure quoi que ce soit du fait que John n'ait — prétendument — manifesté aucune colère contre Wohlge-muth. Cette mention est tout simplement ridicule. »

« Deux des affirmations de John sont considérées par la Cour comme la preuve qu'il avait trahi des secrets. D'après l'une, il aurait dit à ses interrogateurs de l'Est que le traité sur la Communauté européenne comportait des clauses secrètes de caractère agressif ; d'après l'autre, que les services de Gehlen avaient fait de l'espionnage en France pour préparer l'hégémonie militaire de l'Allemagne de l'Ouest sur ce pays. »

« La Cour considère que ces deux déclarations livraient des secrets parce que leur contenu évidemment faux aurait, s'il avait été véridique, constitué un secret d'Etat. C'est monstrueux. »

Les deux affirmations n'étaient d'ailleurs que la répétition d'imputations, bien connues alors, de la propagande so-

L'attentat contre Hitler

Le 20 juillet 1944, le colonel von Stauffenberg dépose une bombe sous la table autour de laquelle Hitler siège avec son état-major, au « Repaire du loup », à Rastenburg (Prusse-Orientale). La bombe explose. Stauffenberg avertit les chefs de la conjuration que Hitler est mort.

A Berlin — et à Paris — après un moment de flottement où les fidélités vacillent, Goebbels prend les choses en main avec le concours du major Remer. Hitler en personne a téléphoné de Rastenburg. Des centaines d'officiers et de civils furent arrêtés. Certains, comme le général Beck, chef de l'Etat désigné et le maréchal von Kluge, se suicidèrent, d'autres furent fusillés, d'autres enfin, comme l'amiral Canaris, pendus dans des conditions atroces.

(Voir « Les hommes qui ont manqué Hitler », le Monde Dimanche du 17 juillet 1983.)

viétique. Un autre juriste renommé, Jürgen Baumann, professeur à l'université de Tubingen, écrit : « Des mêmes passages [du jugement de la cour] on aurait pu aussi bien tirer des conclusions diamétralement opposées... »

Le jugement était sans appel. John était condamné non pour trahison, puisqu'il n'avait rien trahi, mais pour « falsification à caractère de trahison », « Landesverräterische Fälschung », aux termes de l'article 100 a du code pénal allemand. Beaucoup en furent troublés. Une commission du Bundestag constata huit mois plus tard que le procès n'avait pas apporté « les derniers éclaircissements ».

L'innocent Wohlge-muth

A la mi-février 1958, John apprit dans sa prison que Wohlge-muth avait été arrêté. Il était revenu clandestinement à Berlin-Ouest pour les beaux yeux d'une certaine Tamara. Il était, non sans évidentes raisons, soupçonné de trahison. Mais, alors que John avait été emprisonné pendant un an d'instruction, Wohlge-muth fut libéré sous une caution de 30 000 deutschemarks qui lui furent avancés par l'hebdomadaire Quick à qui il avait promis des révélations contre John.

Aux deux tiers de sa peine purgée dans un pénible isolement, John fut libéré à condition qu'il s'engage à se taire sur son affaire, c'est-à-dire pratiquement à ne pas intervenir dans l'instruction et la conclusion de l'affaire Wohlge-muth.

Cette disposition, tirée d'une loi nazie toujours en vigueur, lui interdisait de répondre aux attaques menées dans la presse.

Le 25 juillet 1958, il quitta la prison de Münster. Il se préparait à la confrontation tant attendue avec son ravisseur. Il apprit alors que le cas de Wohlge-muth était confié à cette même III^e chambre de la Cour suprême qui l'avait condamné. Le tribunal ne pouvait se contredire en condamnant Wohlge-muth et reconnaître ainsi qu'il avait commis une erreur judiciaire. Le président de la III^e chambre, Heinrich Jagusch, avait appartenu au tribunal précédent. Y siégeait également Kurt Weber, le magistrat instructeur.

Le second procès fut une parodie. « Un jeu macabre », titrait le *Worwarts*, organe du parti social-démocrate, le 19 décembre 1958. Au nom de l'autorité de la chose jugée, le tribunal interdit à John de discuter des circonstances troublantes de l'instruction et du procès, d'évoquer des renseignements très instructifs sur les témoins de l'accusation, d'étaler enfin les preuves de son innocence et par là même de la culpabilité de Wohlge-muth. Celui-ci affirma que John voulait rencontrer à Berlin-Est d'anciens chefs de la résistance anti-nazie pour obtenir des informations sur l'infiltration d'anciens nazis en République fédérale. Il fut acquitté. John était donc toujours considéré comme coupable.

Peu après, on apprit avec étonnement que l'article 100 a, introduit tout récemment dans le code pénal et invoqué pour la première fois dans le procès de John, avait pour initiateur... le juge Heinrich Jagusch. On découvrit aussi que celui-ci avait pudiquement dissimulé qu'il avait été dès 1933 un nazi fanatique et l'un de ceux qui avaient organisé la destruction des syndicats libres. Jagusch dut quitter la magistrature et disparut de la scène.

Otto John s'acharna. Par trois fois il tenta en vain de faire réviser son procès.

Finalement, la vraie raison de l'intérêt porté à John par les Soviétiques apparut en pleine lumière lorsque Philby, un des plus hauts fonctionnaires du Foreign Office, s'enfuit à Moscou en 1963. Kim Philby, au service des Soviétiques dès avant la guerre, était alors chargé de la péninsule ibérique. Les Russes le soupçonnaient de les avoir « doublés » lors de la mission de John à Madrid et à Lisbonne pour proposer une paix séparée. En 1954, les Soviétiques voulaient vérifier si leur « taupe » avait dix ans auparavant transmis la proposition au gouvernement britannique. Les réponses de John, qui ignorait alors comme tout le monde la trahison de Philby, les rassurèrent : Philby avait répondu négativement sans même en référer à ses supérieurs. Philby ainsi « innocenté » restait « fiable ».

Trois ans après la libération de John, le bras droit du général Gehlen, Heinz Felte, fut démasqué : c'était un espion de l'Est. C'est lui qui avait donné les noms des agents occidentaux qui furent arrêtés après le passage de John à Berlin-Est.

En août 1978, John, toujours à la recherche d'éléments capables d'aboutir à sa réhabilitation, apprit que Jean Howard, fille d'un amiral britannique et elle-même ancien officier du Chiffre, avait entrepris une enquête sur l'affaire. Ses relations et le prestige que lui avait acquis son rôle dans le déchiffrement des messages secrets allemands lui ouvrirent la porte du général Gehlen. Il lui déclara clairement qu'à son avis John avait été enlevé. Mais il n'aurait jamais dû se rendre à Berlin-Ouest, une erreur que lui, Gehlen, n'aurait certainement pas commise.

Le condamné demanda aussitôt que son ancien rival soit entendu. Ce qui lui fut refusé. Gehlen mourut le 8 juin 1979.

Wohlge-muth, lui, était mort depuis mars 1978. Cet aventurier, ancien assistant de Morell, médecin de Hitler, prétendait guérir le cancer, jouait de la trompette dans les bars et ne rêvait que de succéder au plus illustre chirurgien allemand, Sauerbach, à l'hôpital de la Charité de Berlin-Est. Il se suicida.

Vingt-sept ans après le procès de Karlsruhe, nombreux sont les hommes politiques allemands qui croient à l'innocence d'Otto John — comme son ancien chef Gerard Schröder — ou ont émis des doutes sur sa culpabilité. C'est le cas de l'actuel président de la République fédérale, Karl Carstens, et de son prédécesseur, Walter Scheel, du chancelier Helmut Kohl, de Willy Brandt, président du parti social-démocrate, de Franz-Josef Strauss, ministre-président de Bavière, de Wolfgang Mischnick, président du groupe libéral au Bundestag, d'Herbert Wehner, une des « têtes » du S.P.D., d'Ewald Bucher et Hans Katzer, anciens ministres fédéraux de la justice...

Otto John, pauvre, dans sa retraite autrichienne, reste l'homme maudit de l'Allemagne fédérale. La grâce présidentielle, pourtant décidée par deux présidents de la République consécutifs, ne fut pas contresignée par deux ministres de l'intérieur libéraux : Baum et Maihofer. Ceux-ci ne voulaient pas passer outre à l'opposition inébranlable de certains de leurs subordonnés.

Pour John il n'y a en effet aucun doute : dans l'appareil de l'Etat, des hommes restent décidés à écraser l'homme qui voulait tuer Hitler et laisser déshonorer Mauthausen.

Aucune trompette n'a pu jusqu'à présent faire s'effondrer ce mur de Jéricho. Peut-être, aujourd'hui...

ALEXANDRE SZOMBATI.

Serge Christophe Kolm

(Suite de la page XIII.)

« Mais, en passant ainsi à l'Occident, ces pensées ont perdu des facettes essentielles : précisément celles qui nous manquent et nous causent tellement de souffrances. L'individu est passé à l'Occident, mais pas le non-soi qui est son antidote. Cette question du non-soi est intimement liée aussi à la notion d'autocréation. En effet, s'il n'existe pas de soi donné, ce que j'appelle « moi », je peux le créer. Or cette autocréation a été perdue à travers le filtrage des religions hébraïques, c'est-à-dire à travers les créateurs. Certes ces religions contiennent un aspect d'autocréation, en fournissant des morales de changement intérieur, mais le tout est rabattu sur un but transcendant, qui est une mystification pour les bouddhistes. L'Occident a transformé l'autocréation eudémoniste en une morale transcendante. Au regard de critères comme la diminution de la souffrance, c'est tout à fait une régression. Pour les bouddhistes il y a bien une transcendance, mais elle n'est rien d'autre que la conscience des limites de nos possibilités de connaissance !

Bouddha canonisé

« Bien que le bouddhisme attaque de front nos convictions et nos ego, n'opère-t-il pas un certain attrait notamment par son non-dogmatisme, ou sa plasticité : ce n'est ni une religion ni une philosophie. C'est bien près d'être un anarchisme. Et on peut concevoir

un « socialisme bouddhique », un « christianisme bouddhique » ?

« Le premier mot connu du Bouddha est : « Je ne suis pas un dogmatique, mais un analyste ». Le bouddhisme n'a rien qui puisse s'apparenter à des dogmes : il invite chacun à douter de ce qu'il dit et à le redécouvrir lui-même. Sa relation avec un certain anarchisme est claire, par sa critique des religions laïques et politiques, son personnelisme et son individualisme, son absence complète de domination d'une personne sur l'autre. On pourrait associer le bouddhisme à divers groupes de pensées et voir comment il les améliore et les complète. A l'anarchisme, il ajoute sa théorie du non-ego. Aux diverses pensées de gauche socialiste, il rappelle que les questions sociales se résolvent par le progrès individuel, et ajoute des mises en garde contre des effets psychiques pervers. Il est aussi l'inventeur de la non-violence systématique : Gandhi, Tolstoï la tiendront de lui. »

« La question de la compatibilité du bouddhisme avec les religions traditionnelles mérite aussi d'être posée. Le bouddhisme, qui propose seulement une voie d'abaissement de la souffrance, n'exclut pas le christianisme, même si certains dans l'Eglise redoutent une concurrence. Des contemptifs chrétiens sont extrêmement intéressés par la voie bouddhique, au point d'inviter des bouddhistes dans leurs monastères pour des exercices de méditation. Certaines valeurs du christianisme sont tellement proches du bouddhisme qu'on s'est demandé au début s'il n'y avait pas eu une influence du premier sur le second. Elle aurait pu passer, a-t-on dit, par les Esséniens, qui ont certains aspects bouddhistes, et par saint Jean-Baptiste. Mais c'est très vague. Plus tard, cependant, l'Eglise syrienne admirera tellement l'histoire du Bouddha qu'elle le canonisera en saint Joseph !

« Vous dites dans votre livre sur le bouddhisme que « la modernité s'achève nécessairement vers le bouddhisme profond » ou encore « le bouddhisme est l'avenir de la modernité ».

« Est-ce une conviction intime, une prophétie parmi d'autres, ou bien y a-t-il des données plus rigoureuses qui nourrissent ces affirmations ?

« Quand on essaie de considérer les tendances longues de l'évolution du monde moderne à des niveaux humainement assez profonds, on peut distinguer que celui-ci se dirige dans les directions du bouddhisme profond, vers lequel on s'acheminait qu'on en connaisse ou pas le nom. Le bouddhisme profond possède, comme on l'a suggéré, ce que la modernité recherche le plus : une victoire durable du bonheur par la non-souffrance ; la non-codestruction entre liberté et bonheur, sciences et liberté ; l'autoformation de soi et une plus grande conscience des relations entre le social, l'individuel, le psychique et le technique. On pourrait aussi instruire une comparaison entre bouddhisme, thérapies, psychanalyse. Il y a de grandes similitudes : objectif de guérison, assistance personnelle d'un plus savant, méthode de remémoration, théorie de l'inconscient, dynamique des désirs... Mais la méthode bouddhique sur ce point est beaucoup plus systématique, générale, théorique (bien qu'adaptée à chaque personne), et riche de variables plus abstraites, car plus profonde. A côté, la psychanalyse a l'air d'être du bricolage ou du « bouddhisme du dimanche ». Des psychanalystes qui connaissent bien le bouddhisme m'ont dit que c'était tout à fait cela. »

« Il y a aussi la question du sens de l'histoire. Une façon de trouver un sens-direction au développement historique — qui passe pour ne pas en avoir beaucoup — est d'isoler certaines variables, comme la connaissance ou la liberté. La référence à cette dernière est classique ; définir l'histoire comme progrès de la liberté fut par exemple l'affaire de Hegel, mais aussi de Marx. Suivant cette ligne, on se rend compte que le monde moderne — du moins sa partie la plus avancée — a réalisé des progrès successifs dans les domaines très variés des libertés matérielles et sociales ; mais sans contrepartie ou presque dans le domaine des li-

bertés psychiques ou spirituelles. En bonne méthode scientifique, extrapolons : nous nous rendons compte que cette liberté qui nous manque est nécessaire pour compléter et réaliser les autres ; la quête spirituelle de cette fin de siècle va dans le sens de ce développement. Et cette liberté spirituelle, c'est par définition le bouddhisme profond. Ce faisant, nous découvrirons des notions comme le non-soi ; ce sera une profonde surprise.

Une politique provisoire

« Quels visages pourrait alors avoir ce bouddhisme moderne accordé à notre temps ?

« Le monde moderne est scientifique, universel et en ce sens a-culturel, pour ce qu'il a de « moderne ». Le bouddhisme qui lui est le plus adapté semble être directement le bouddhisme profond, analytique, philosophique, mais a-métaphysique (« le noble silence ») et a-culturel. Pour autant, j'approuve ceux qui, en France, entrent dans la voie bouddhique avec des professeurs qui leur donnent leurs propres composantes culturelles ; zen, lamaïsme... Le but est le même, et tout bouddhisme considère ses pratiques exclusivement comme des aides psychiques. Mais je doute que ces voies particulières puissent atteindre l'extension sociale qu'acquerront les idées de base du bouddhisme. Et ce sera d'abord une option individuelle d'associer la connaissance bouddhique générale à telles options sociales, politiques, religieuses. Elle n'est évidemment pas compatible avec toute position, mais de larges options sont possibles. »

« Un autre visage du bouddhisme moderne viendra de son adaptation à la question sociale. On a vécu sur cette illusion — à la fois vraie et fautive — qu'en changeant les conditions sociales on allait changer l'homme, sans voir que, pour un homme, ses conditions sociales, ce sont d'autres hommes. D'où la déception des révolutions avec leurs cortèges de terreurs. Le progrès individuel, solu-

tion bouddhique du problème social, prendra du temps. En attendant il faudra innover.

« Il faudrait alors imaginer une « politique provisoire », comme Descartes disait une « morale provisoire » ?

« Sans doute et les principes nécessaires de cette proposition sont parmi les plus répétés de la pensée bouddhique. Tout d'abord « le but est dans le chemin » : on ne peut séparer la fin de cette politique de ses moyens. On ne peut réaliser l'altruisme par la contrainte, l'égaliser par la hiérarchie. Les « bonnes » institutions doivent surtout se soucier du progrès personnel, le promouvoir par l'information, l'éducation à tous les niveaux, le dégagement de temps libre nécessaire. Le but est la formation par chacun de sa propre personnalité, de son caractère par des exercices connus d'attention à « soi ». C'est au moins aussi important pour la personne et la société que l'accumulation de connaissances ou la santé physique. »

« On sait, par ailleurs, quelles formes institutionnelles vont avec ce progrès de la personne, on peut donc chercher à les instaurer. Ces formes donnent plus de liberté individuelle et d'autonomie, en même temps plus d'information sur les buts et les moyens des autres. Elles dépassent les vœux « démocratiques » des choix à majorité, pour aller vers celles du consensus unanime. En conséquence l'action collective devient moins séparée en décision-exécution. Le brassage d'informations nécessaires au consensus permet l'exécution la plus rapide et la plus efficace. Ce progrès est en même temps la mort du droit, notion qui disparaît à mesure que celle d'action juste non égoïste s'instaure. »

« A nos aspirations sociales déchirées entre les pôles ennemis de l'individualisme et de la communauté, de la liberté et de l'intégration, le bouddhisme apporte, avec le non-soi, l'explosion de la barrière qui les rendait incompatibles. »

BRUNO MATTEI.